



Eidgenössische Technische Hochschule Zürich  
Swiss Federal Institute of Technology Zurich

ETH Wohnforum  
Departement Architektur  
Professur Dietmar Eberle

In Zusammenarbeit mit:  
Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz, Bereich Soziales – Abteilung F+E  
Fachhochschule Zürich, Hochschule für Soziale Arbeit, Bereich Forschung und Entwicklung

# Ergebnisbericht zur qualitativen Erhebung im KraftWerk1

## Resultate der Gruppendiskussionen

Andreas Huber  
Stephanie Kernich

9. Januar 2003

# Inhalt

1 Zu den Interviews.....	2
2 Die Wohnungen.....	4
Fazit.....	9
3 Die Architektur der Gebäude und die gemeinsame Infrastruktur.....	10
Fazit.....	13
4 Der Aussenraum.....	13
Fazit.....	16
5 Die nähere Umgebung und das Quartier.....	16
Fazit.....	19
6 Das Nachbarschaftsleben.....	19
Fazit.....	22
7 Das Gemeinschaftsleben.....	22
Exkurs: Der Kochclub «Circolo», die Filmgruppe und die Ökogruppe.....	25
Fazit.....	28
8 Das Leben in einem Grosshaushalt.....	29
Fazit.....	32
9 Gesamteindruck und abschliessender Vergleich zur früheren Wohnsituation, das KW1 in der Aussenperspektive.....	33

## 1 Zu den Interviews

Im Zusammenhang des umfassenden Evaluationsprojekts<sup>1</sup> der beiden Wohnüberbauungen Regina-Kägi-Hof (RKH) in Zürich Nord und KraftWerk1 (KW1) in Zürich West wurden im Anschluss an die im Herbst 2001 durchgeführten *quantitativen Befragungen* mit standardisierten Fragebogen im Frühling 2002 *qualitative Befragungen* durchgeführt. Im Gegensatz zu quantitativen schriftlichen Befragungen arbeiten qualitative Befragungen mit offenen Fragen, lassen den Befragten viel Spielraum beim Antworten, und berücksichtigen die Interaktion zwischen Befragten und Interviewer sowie die Eindrücke und Deutungen des Interviewers als Informationsquellen.

Hauptsächliches Ziel der Interviews war es, die aus der schriftlichen Umfrage gewonnenen Ergebnisse mit zusätzlichen Aussagen – unter anderem von Bewohnergruppen, die in der schriftlichen Befragung noch nicht zu Wort kamen – zu vertiefen respektive mit weiteren Argumenten zu bekräftigen oder gegebenenfalls zu relativieren. Da eine wesentliche Funktion der Evaluation unter anderem darin besteht, Wissen bzw. Verbesserungsvorschläge für allfällige zukünftige Projekte zu sammeln (KW2), wurde das inhaltliche Schwergewicht bei den Interviews auf die Kritik gelegt. Das Übergewicht der insgesamt eher kritischen gegenüber den zustimmenden und lobenden Stimmen im vorliegenden Bericht ist auf diese bewusste Gewichtung zurückzuführen.

Dabei wurde bei den beiden Siedlungen methodisch unterschiedlich vorgegangen. Während beim RKH Einzelinterviews mit verschiedenen Gesprächspartner/innen (Bewohner/innen, Nutzer/innen, Anbieter/innen von Dienstleistungen, Sachverständige der Quartierentwicklung und des lokalen Vereinslebens, Mitglieder der Siedlungskommission) durchgeführt wurden, kamen für das KW1 Gruppendiskussionen mit fünf ausgewählten Zielgruppen zum Zuge.

Das *erste Interview* wurde mit vier Bewohnern der zwei von der Stiftung Altried, dem Zentrum für Menschen mit Behinderung, betreuten Wohngruppen gemacht. Entsprechend den individuellen Bedürfnissen und Fähigkeiten bietet die Stiftung Altried für Menschen mit leichten bis schweren Behinderungen die jeweilig geeignete Wohn- bzw. Arbeitsform an. Das Angebot reicht von begleitetem Wohnen über Aussenwohngruppen bis zu Wohnheimen. Dabei ist die gezielte Förderung zur bestmöglichen Selbstständigkeit des behinderten Menschen ein zentrales Anliegen. Die acht Personen lebten zuvor alle in den ebenfalls von der Stiftung Altried betreuten Aussenwohngruppen an der Oerlikonerstrasse in der Nähe des Milchbucks. Da diese relativ kleinen Wohnungen umgebaut und die Wohngruppen dementsprechend verkleinert wurden, musste für einen Teil der Bewohnerschaft neuer Wohnraum gefunden werden. Mit Ausnahme einer Person, die vom Umzug ins KW1 von Beginn an begeistert war, wollte niemand freiwillig die Wohnung in Oerlikon aufgeben und nach Zürich West

<sup>1</sup> In Forschungs Kooperation mit der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz (Bereich Soziales – Abteilung F+E) sowie der Fachhochschule Zürich – Hochschule für Soziale Arbeit (Bereich Forschung und Entwicklung).

ziehen. Letztlich mussten also sieben Personen für den Umzug bestimmt werden. Die acht Personen belegen zwei Sechs-Zimmer-Wohnungen im viergeschossigen Gebäude B3 im Südosten der Anlage. Die Wohnungen verfügen über zwei grosse Wohnzimmer, Bad, separates WC, geschlossene Küche. Die Wohnungen sind ost-west-orientiert und haben einen Westbalkon. Anzumerken ist, dass sich die jeweiligen Bewohner zwar vorher bereits kannten, aber noch nicht zusammen wohnten. Bei den Interviewpartnern handelt es sich um vier männliche Personen mit unterschiedlichem Behinderungsgrad im Alter von 35 bis 46 Jahren.

Das *zweite Interview* wurde mit drei Initianten durchgeführt, welche im KW1 verschiedene gemeinschaftliche Aktivitäten organisieren. An der Diskussion nahm ein Gründungsmitglied der Genossenschaft KW1 (seit 1995) und Initiant des so genannten Kochclubs «Circolo» teil. Dieser «Club» besteht aus knapp 50 Mitgliedern, von denen sich jeden Mittwochabend 40 Leute zum gemeinsamen Nachtessen im Dachraum treffen. Der zweite Gesprächspartner ist Mitglied einer etwa siebenköpfigen Filmgruppe. Diese Gruppe veranstaltet regelmässig Filmvorführungen, die ebenfalls im Dachraum stattfinden. Am Interview nahm zudem ein Mitglied der «Kommission für Ökologie» bzw. kurz der «Ökogruppe» teil, die bereits während der Planungsphase des KW1 bestand.

Das *dritte Interview* fand mit sechs Bewohner/innen eines aus insgesamt dreizehn erwachsenen und einem Kind bestehenden Grossshaushalts statt. Der entsprechende Grossshaushalt besteht aus zwei mehrgeschossigen Wohnungen (eine Zwölf-Zimmer-Wohnung auf drei und eine Siebeneinhalb-Zimmer-Wohnung auf zwei Geschossen) mit überhohen Wohnräumen (3,2 Meter) und mehreren Westbalkonen. Insgesamt verfügen die beiden nicht direkt miteinander verbundenen Wohnungen über fünf Bäder, fünf Abstellräume, zwei Küchen und fünf Wohnungszugänge. Bei den am Interview teilnehmenden Personen handelt es sich um vier Frauen und zwei Männer im Alter zwischen 28 und 51 Jahren.

Zielgruppe des *vierten Interviews* waren ausländische Bewohner des KW1. Neben einem Familienvater aus Sri Lanka, der mit seiner Frau und seinen zwei Kleinkindern in einer vom Verein Domicil<sup>2</sup> vermittelten Wohnung im Haus B3 wohnt, nahmen am Interview ein Peruaner und ein Nigerianer sowie deren Lebenspartnerinnen aus der Schweiz teil. Deren Wohnungen sind im Haupthaus A.

Das *fünfte Interview* schliesslich wurde mit drei Bewohner/innen (im Alter von 35, 51 und 60 Jahren) geführt, die in Einpersonenhaushalten wohnen. Zwei davon wohnen in einer Vier-Zimmer-Wohnung im ersten respektive fünften Stock, eine Person lebt in einer grossen Zwei-Zimmer-Wohnung im sechsten Stock. In zwei Fällen wurden vor dem Bezug die Wohnungen den jeweiligen Bedürfnissen und Wünschen der zukünftigen Bewohner mit eigenen finanziellen Mitteln angepasst. Alle drei arbeiten im Vollpensum und haben vorher bereits mindestens einmal längere Zeit alleine gewohnt. Die fünf Gruppendiskussionen im KW1 dauerten zwischen einer und zwei Stunden. Sie wurden von den Autor/innen dieses Arbeitsberichts und der

<sup>2</sup> Der Verein Domicil unterstützt sozial benachteiligte Menschen bei der Wohnungssuche, wobei es sich dabei hauptsächlich um ausländische Familien und allein erziehende Mütter handelt.

Projektleiterin Susanne Rock in den Monaten Mai bis Anfang Juli 2002 durchgeführt. Die auf Tonband aufgenommenen Gespräche wurden danach transkribiert und inhaltsanalytisch ausgewertet. Die hier angewendete, zehn Schritte umfassende Globalanalyse dient dazu, die zentralen Themen und Bedeutungen von Texten – in diesem Fall den transkribierten Interviews – in relativ kurzer Zeit herauszuarbeiten. Die relevanten Aussagen sollen dabei möglichst wahrheitsgetreu und vor allem ohne Bewertung oder Beurteilung der Autor/innen wiedergegeben werden. Es muss an dieser Stelle ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass dieser Bericht ausschliesslich die Meinungen der interviewten Personen wiedergibt. Dies impliziert, dass bestimmte Sachverhalte auch falsch wiedergegeben werden können. Die vertretenen Meinungen sind nicht repräsentativ für die Gesamtheit der Bewohner/innen des KW1 und sie dürfen deshalb nicht verallgemeinert werden.

Die folgende qualitative Auswertung ist thematisch gegliedert. Die einzelnen Themenblöcke sind identisch aufgebaut: Sie beginnen jeweils mit einem Zitat aus einem der fünf Interviews. Danach erfolgt die Diskussion des jeweiligen Themenblocks. Am Ende jedes Blocks folgt ein Zwischenfazit in fetter Schrift. Eilige Leser/innen können sich auf diese Abschnitte beschränken. Die abschliessenden Schlussfolgerungen erfolgen erst mit der Einbettung der vorliegenden Ergebnisse in den vergleichenden Bericht zur Erstevaluation der beiden Wohnsiedlungen KW1 und RKH.

## 2 Die Wohnungen

*«Ich habe jetzt eine wesentlich bessere Wohnqualität als vorher.  
Und ich habe vor allem das Gefühl, dass ich hier drin richtig atmen kann.»*  
(Bewohnerin eines Einpersonenhaushalts)

Die im Herbst 2001 durchgeführte schriftliche Befragung sämtlicher im KW1 wohnenden (und arbeitenden) Personen ergab generell eine sehr hohe Zufriedenheit der Befragten mit der neuen Wohnung. Etwa fünf Monate nach dem Einzug sind für 96 Prozent der Befragten die diesbezüglichen Erwartungen erfüllt oder sogar übertroffen worden. Sehr zufrieden sind die Befragten vor allem mit den Aspekten Grösse, Besonnung und Helligkeit, Raumaufteilung und Balkon sowie der offenen Küche. Weniger oder nicht zufrieden sind sie mit der Aussicht, der Ausstattungsqualität, den Elektroinstallationen sowie dem Treppenhaus. Auch die Teilnehmer/innen der fünf Interviews sind im Allgemeinen mit den Wohnungen zufrieden. Im Folgenden sollen die wichtigsten in den Gruppendiskussionen geäusserten Kritikpunkte der Wohnungen wiedergegeben werden. Nicht bei allen Interviews wurde hingegen die Qualität der Wohnungen thematisiert. Wie bereits erwähnt, war nur gerade eine der früher an der Oerlikonerstrasse wohnenden behinderten Personen vom Umzug ins KW1 von Anfang an begeistert. Gemäss einer Betreuerin der beiden Wohngruppen sei das KW1 für die Mehrheit der Bewohner/innen zu modern, kalt, abweisend

oder bunkerartig gewesen. Sieben Personen zogen demnach unfreiwillig ins KW1. Im Juni 2001 waren sie dann die ersten Bewohner/innen der neuen Überbauung überhaupt. Die anfängliche Skepsis legte sich allerdings rasch. Nach knapp einem Jahr sind sämtliche Bewohner der Aussenwohngruppen mit der neuen Wohnsituation zufrieden. Besonders schätzen sie, dass die Zimmer im Vergleich zu ihrer früheren Wohnsituation sehr gross sind. Einer der Gruppe sieht bezüglich der Wohnlichkeit und seinem persönlichen Wohlbefinden in der neuen Grosszügigkeit jedoch auch einen Nachteil, da seine bisherigen Möbel nicht mehr so gut in das grosse Zimmer passen wie in seiner ehemaligen Wohnung. Das frühere Gebäude sei zwar ohne Zweifel hässlicher als das KW1 gewesen, doch die Zimmer hätten trotz ihres kleineren Grundrisses mehr Charme und Atmosphäre gehabt.

Als störend wird der relativ früh am Nachmittag einsetzende Schattenwurf des Hauptgebäudes empfunden. Bereits um halb fünf Uhr nachmittags hätten sie in ihrer Wohnung kein Sonnenlicht mehr und müssten das Licht anmachen. Durch den geplanten Neubau des 47 Meter hohen Fussballstadions würden sie sogar bereits um drei Uhr nachmittags keine Sonne mehr haben. Auch die Aussicht auf die gegenüberliegende Fassade trübe die Wohnqualität. Innerhalb der Wohnung wird vor allem die kleine Küche beanstandet. Ein gemeinsames Kochen sei praktisch unmöglich, da schon zu zweit die Bewegungsfreiheit sehr eingeschränkt sei. Wenn dann noch jemand im Rollstuhl sei, werde es gänzlich unmöglich, sich in der Küche zu bewegen. Generell sei die Wohnung nicht durchgehend rollstuhlgängig konzipiert worden. So ist es für den Rollstuhlgänger ohne Hilfe nicht möglich, auf den Balkon zu fahren. Auch bei der Eingangstüre zum Haus hat es eine Schwelle. Zudem sei es befremdend, dass gerade ihre Wohnungen in jenem Haus sind, in welchem der Lift nicht bis in die Tiefgarage reiche. Um zu ihrem elektrischen Rollstuhl in der Tiefgarage zu kommen, muss die betroffene Person mit dem herkömmlichen Rollstuhl die Tiefgarageneinfahrt für Autos benutzen. Dieses Problem kann auch nachträglich mit keiner baulichen Anpassung behoben werden. Eine entsprechende Rampe vom Haus B3 in die Tiefgarage hätte eine Länge von 15 Metern und würde somit mitten in die Parkzone führen.

Von der Betreuerin der Wohngruppen werden noch weitere Kritikpunkte ergänzt. Sie bezeichnet es als eine Zumutung, dass für vier Personen nur gerade eine Dusche zur Verfügung stehe. Auch bemängelt sie, dass für die Betreuer kein eigenes Büro vorgesehen war. Immerhin sei nun im Nachhinein eine kleine Nische für sie eingerichtet worden. Generell ist sie der Ansicht, dass der Trend bei den betreuten Aussenwohngruppen eher zu kleineren Haushalten gehe. Die meisten Mitglieder der Aussenwohngruppen hätten fast ihr ganzes Leben in relativ grossen Haushalten gelebt (zum Teil sogar zu zweit oder zu dritt im gleichen Zimmer), deren Zusammensetzung sie nicht mitbestimmen konnten. Eine der befragten Personen möchte in Zukunft übrigens allein (oder allenfalls zu zweit) in eine begleitete Wohnung ziehen. Auch einer seiner Wohnpartner hat vor, das KW1 und die Stadt zu verlassen und wieder aufs Land zu ziehen, am liebsten an den Vierwaldstättersee.

Während mit den Initianten gemeinschaftlicher Aktivitäten nicht über die Wohnungen an sich gesprochen wurde, waren sie ein wichtiges Thema beim Interview mit den Mitgliedern des Grossshaushalts. Auch bei dieser Diskussion überwiegt tendenziell ein positiver Tenor bezüglich der Einschätzung der Wohnungen. Allerdings wurden von ihnen auch eine ganze Reihe von Kritikpunkten vorgebracht. Grundsätzlich wurde von vielen kritisiert, dass die Wohnungen schon fertig ausgebaut wurden, ohne die zukünftigen Bewohner/innen in den Innenausbau einzubeziehen. Von der ursprünglichen Idee, die Suiten sozusagen als leerer, noch auszufüllender Raum zu gestalten, sei nicht viel übrig geblieben. Eine Bewohnerin vermutet sogar, dass der Suitengedanke von den Planer/innen bzw. den Genossenschaftler/innen gar nie richtig aufgenommen und zu Ende gedacht worden sei. Neben den räumlichen Aspekten habe sich dies unter anderem auch an der geringen Unterstützung von Seiten der Genossenschaft bei der Bildung der Grossshaushalte manifestiert. In der Förderung der Grosshaushalte hätte entschieden mehr gemacht werden können, da bei den an dieser Wohnform interessierten Personen sowieso schon genügend Ängste und Bedenken vorhanden gewesen seien. Denn Erfahrungen mit dem Wohnen in Grossshaushalten hätten vorher nirgends gemacht werden können.

Bedauert wird, dass im abgespeckten, letztendlich realisierten Projekt des KW1 die wenigen, übrig gebliebenen Grosseinheiten wie herkömmliche Wohnungen komplett ausgebaut worden seien, weshalb auch das Resultat relativ konventionell daherkomme. Allerdings wird eingeräumt, dass dies vermutlich auf die Vorgaben des Generalunternehmens und letztlich auf finanzielle Überlegungen zurückzuführen sei. Es sei verständlich, dass man diesbezüglich Konzessionen habe eingehen müssen, denn aus Kostengründen könne kaum auf individuelle Ausbauwünsche etwa bei der Küche oder beim Bad eingegangen werden. Der individuelle Gestaltungsspielraum sei in diesem Sinne sehr eng gewesen. Nicht nur die einzelnen Zimmer, die von einigen nicht nur als dunkel, sondern im Gegensatz zu den Bewohnern der Behindertenwohnungen zum Teil auch als klein und schlauchartig bezeichnet werden, sondern auch die grossen Wohnräume liessen in der Nutzung keine grosse Flexibilität zu. Die relativ kleinen Zimmer würden hingegen durch die Grosszügigkeit der gemeinsamen Wohnräume sowie der für sämtliche KW1-Bewohner/innen öffentlich zugänglichen Räume (Gemeinschaftsraum, Dachterrasse, Pantoffelbar) wieder mehr als wettgemacht – nicht unbedingt an Fläche, aber an Lebens- und Erfahrungsmöglichkeiten.

Dass der Grossshaushaltgedanke auch bei der baulichen Ausführung nicht zu Ende gedacht worden sei, zeige sich an verschiedenen Punkten. Neben dem augenfälligen Nachteil, dass ihre Küche (für mindestens neun Personen) gleich gross sei wie die Küche einer Dreieinhalb-Zimmerwohnung, wurde vor allem das mangelhafte Lärmschutzkonzept innerhalb der Wohnung kritisiert. Denn die für die kontrollierte Bedarfslüftung notwendigen Luftdurchlässe unter den Türen mögen zwar für konventionelle Wohnungen kein Problem darstellen, für Grosshaushalte seien sie hingegen gänzlich ungeeignet. Wenn man im eigenen Zimmer zwingend jedes Wort verstehe, das in den gemeinsamen Wohnräumen gesprochen werde, sei dies-

bezüglich bei der Planung der Grosshaushalte wohl einiges schief gelaufen. Die Folge davon sei, dass man aus Rücksicht auf andere oft auf Samtpfoten gehen und beispielsweise am Morgen auf Radiohören in der Küche verzichten müsse. Dies empfinden einige als beträchtliche Einschränkung ihres alltäglichen Lebens. Ein Bewohner kann in diesem Zusammenhang nicht verstehen, weshalb man in den Grosshaushalten nicht sämtliche Zimmertüren wie die Eingangstüre gestaltet habe. Bei diesen Türen sei die Lärmisolation nämlich trotz kontrollierter Lüftung ziemlich gut. Trotz der Möglichkeit, Türen mit ausreichender Schallisolierung zu installieren, wurde offensichtlich aus Kostengründen darauf verzichtet. Um die akustischen Probleme der überhöhen Wohnräume zu mildern, sind die Bewohner/innen des interviewten Grossshaushalts inzwischen selbst aktiv geworden. Im am häufigsten benutzten gemeinsamen Raum, in welchem gegessen und im oberen Raum auch Fernsehen geschaut wird, haben sie einen schallschluckenden Theatervorhang installiert.

Ebenfalls auf Unverständnis stösst die Tatsache, dass die Anzahl Briefkästen strikt nach Wohnung zugeteilt wurde. Für ihren 14-Personenhaushalt hätten sie in der Zwischenzeit zwar nun einen dritten Briefkasten erhalten, doch sei es ziemlich erstaunlich, dass Expert/innen, die sich jahrelang mit diesem Projekt auseinandergesetzt hätten, an solche für sie auf der Hand liegenden Dinge nicht gedacht hätten. Prinzipiell ist man auch mit der Bauausführung nur wenig zufrieden. Viele Dinge seien handwerklich nicht schön ausgeführt worden. Einige sprechen sogar von Pfuscharbeit. Für ein allfälliges Folgeprojekt wünscht man sich jedenfalls beim Innenausbau – etwa beim Verlegen der Böden – eine sorgfältigere Ausführung und generell einen höheren Standard.

Insgesamt zeigt sich, dass viele der an der Diskussion teilnehmenden Gesprächspartner/innen im Vergleich zu ihrer früheren Wohnsituation grosse Abstriche in Kauf genommen haben, um sich auf das Experiment Grosshaushalt einlassen zu können. Doch selbst für jene, die vorher in einer grossen und preisgünstigen Wohnung (zum Teil sogar mit eigenem Garten) in ruhiger Lage (oder auch in einem belebtem Stadtteil) wohnten, wurde die objektive Verschlechterung der Wohnsituation auf rein materieller Ebene durch die Erfahrung einer neuen Wohn- und Lebensform mehr als wettgemacht.

Auf die Besonderheiten und Qualitäten des Lebens in einem Grosshaushalt wird weiter unten in einem separaten Kapitel eingegangen. Abschliessend sollen noch die wohnungsspezifischen Stimmen aus den Gruppendiskussionen mit den in Einpersonenhaushalten Wohnenden und den ausländischen Bewohnern wiedergegeben werden, sofern es sich um zusätzliche Kritikpunkte handelt, die nicht bereits oben erörtert wurden.

Die Bewohner/innen in den Einpersonenhaushalten äusserten sich durchweg sehr positiv über die Wohnungen. Für sie waren die eigentlichen Wohnungen mitentscheidend für den Einzug ins KW1. Allerdings dürften die Beurteilungen zumindest in zwei Fällen vor allem aufgrund der bereits vor dem Bezug individuell vorgenommenen Anpassungen dermassen positiv ausgefallen sein, sodass grundsätzliche Kritiken – zum Beispiel bezüglich der Bodenbeläge oder der Raumaufteilung – durch die vorherige Aufhebung wegfielen. Die Perspektive der Bewohner/innen der befragten Ein-

personenhaushalte auf den gesamten Bau ist auffällig «kostenbezogen», was sich unter anderem an Aussagen wie «sie haben am richtigen Ort gespart» äussert. Damit wird etwa der Zufriedenheit Ausdruck gegeben, dass die konventionellen Wohnungen nicht zwei oder gar drei Badezimmer aufweisen. Der Ausbau für einen Einpersonenhaushalt wird von allen als ausreichend betrachtet. Einzig die Küche wird als zu klein und mit zu geringer Abstellfläche taxiert. Beanstandet wird zudem von jemanden, dass die Wände beim Kochherd nicht durchgehend mit Fliesen belegt worden seien. Beim Kochen entstehende Spritzer könnten vom nahen Verputz nur mit Mühe wieder entfernt werden. Einzelne behalten sich allerdings vor, die Küche nach ihren Bedürfnissen und mit eigenen finanziellen Mitteln später ebenfalls anzupassen.

Die ausländischen Gesprächspartner (sowie deren Partnerinnen) sind mit den Wohnungen und dem Ausbaustandard sehr zufrieden. Geschätzt wird vor allem die Bodenheizung sowie die ausserordentlich gute Schallisolierung gegenüber den Nachbarswohnungen (die interne Schalldurchlässigkeit der Zimmertüren stellt für «Normalhaushalte» erwartungsgemäss kein Problem dar). Allerdings würden ihrer Ansicht nach einige Nachbarn das Fehlen einer Hausordnung etwas allzu frei interpretieren. So sei es schon verschiedentlich vorgekommen, dass auch noch nach zehn Uhr abends gebohrt worden sei, etwas, was man in anderen Wohnungen und Siedlungen auch nicht machen dürfe, und was die entsprechenden Personen in anderen Siedlungen wohl auch nicht machen würden. Man vermutet – oder unterstellt – demnach, dass gewisse Personen die Freiheiten des KW1 ausnützen. Da die Lärmquelle zudem nur schwer lokalisierbar sei, könne man auch nicht direkt bei den Verursachern reklamieren gehen. Ansonsten gebe es aber durch die gute Architektur viel weniger Streit mit den Nachbarn. Auch die Bedarfslüftung funktioniere nach Anfangsschwierigkeiten recht gut. Einzig in den Übergangszeiten könne es wegen der zusätzlichen Einstrahlung durch die grossen Fensterflächen oft sehr heiss werden. Da alles sehr gut isoliert gebaut worden sei, werde die Wärme eben auch gut gespeichert. Man könne bei grosser Hitze aber auch die Fenster öffnen. Der im Haus B2 wohnende srilankische Familienvater schätzt es sehr, dass sie keine offene Wohnküche haben. Umgekehrt hätte ein ausländischer Bewohner des Haupthauses lieber eine geschlossene Küche gehabt – gross genug, um zu viert oder zu sechst darin sitzen zu können. Seine Partnerin unterstützt ihn in diesem Punkt. Auch sie würde eine geschlossene Küche der offenen Wohnküche vorziehen, nicht nur wegen des beim Kochen entstehenden Geruchs, sondern auch weil bei einer offenen Wohnküche ständig aufgeräumt werden müsse, denn sobald man die Haustüre aufmache, sehe man direkt in die Küche hinein.

## FAZIT

Insgesamt bestätigen die Interviews die Ergebnisse der schriftlichen Umfrage, die allgemein eine sehr hohe Zufriedenheit mit der Wohnung ergab. Allerdings gilt es zwischen den verschiedenen Haushaltsformen zu differenzieren. Die guten Noten betreffen vor allem die eher «konventionellen» Wohnungen für Familien, Singles und Paare. Relativ gravierende Mängel weisen hingegen die Wohnungen auf, wenn sie besondere Ansprüche zu erfüllen haben oder bezüglich Wohnungsgrösse den üblichen Rahmen sprengen. So entsprechen die Behindertenwohnungen in mehrfacher Hinsicht nicht den Bedürfnissen der Behinderten. Sie sind weder durchgängig rollstuhlgängig noch verfügen sie sonst über behindertengerecht adaptierte Einrichtungen, wie zum Beispiel eine spezielle Küche mit grösserem Bewegungsspielraum oder ein Badezimmer mit behindertengerechten Installationen (etwa ein bodengleicher Duscheingang ohne Wanne, Sicherheitsgriffe usw.).

Auch für Grosshaushalte sind die Wohnungen nach Ansicht der befragten Personen nicht bis zum letzten Detail durchdacht worden. Wichtige Punkte scheinen während der Planungsphase nicht diskutiert worden zu sein. So hätten durch die frühzeitige Einbeziehung der an Grosshaushalten interessierten Personen bei der Ausgestaltung des Innenausbaus vermutlich einige Fehler vermieden werden können. Da die Wohnungen jedoch ähnlich wie grosse Familienwohnungen konzipiert wurden, ohne die spezifischen Bedürfnisse der Nutzer/innen – die sich von den Ansprüchen von Familien, Paaren oder Singles in vielen Bereichen unterscheiden – zu berücksichtigen, kam es zu verschiedenen Mängeln. Zwar wurden in den Wohnungen der Grosshaushalte zusätzlich kleine Teeküchen eingebaut, doch die Dimensionen der Hauptküche und vor allem auch die Elektrogeräte (Kochherd, Backofen etc.) sind nicht für einen Haushalt von zehn und mehr Personen konzipiert. Als besonders störend wird von den befragten Bewohner/innen des Grosshaushaltes der mangelnde interne Schallschutz empfunden, der hauptsächlich durch die Luftschlitze unter den Zimmertüren für die kontrollierte Bedarfslüftung entsteht. Generell wird auch die vielfach mangelhafte und unsorgfältige Bauausführung kritisiert. Durch die vielfältigen Erfahrungen, die sich durch das Wohnen in einem Grosshaushalt für die betroffenen Menschen ergeben, scheinen diese offensichtlichen konzeptionellen und baulichen Mängel jedoch mehr als wettgemacht zu werden.

### 3 Die Architektur der Gebäude und die gemeinsame Infrastruktur

*«Der Bau hätte noch mehr Qualitäten entwickeln können.»*  
(Bewohnerin des Grosshaushalts)

Das KW1 unterscheidet sich von herkömmlichen Siedlungen neben der bewusst angestrebten sozialen Durchmischung, den flexiblen Wohnformen und dem ökologischen Bewusstsein vor allem durch das im Vergleich zu anderen Siedlungen relativ grosse Angebot an gemeinsam nutzbarer Infrastruktur. Nachdem im vorigen Abschnitt auf die Beurteilung der eigentlichen Wohnungen eingegangen wurde, geht es nun um die Einschätzung der nächst übergeordneten Ebene: der Wohnanlage im Ganzen sowie der gemeinsamen Infrastruktur. Da das KW1 allerdings nicht losgelöst von den mit ihm verbundenen sozialen Ideen gedacht werden kann, ist eine isolierte, unabhängige Bewertung der Architektur und der vorhandenen Infrastruktur weder möglich noch sinnvoll. Es geht in diesem Abschnitt also nicht nur um eine losgelöste Bewertung der Architektur der Wohnanlage insgesamt und der gemeinsamen Infrastruktur, sondern auch um die Frage, wie die Gemeinschaftseinrichtungen zu den erwarteten «anregenden Begegnungsmöglichkeiten im Alltagsleben» beigetragen haben. Auf das Gemeinschafts- und Sozialleben innerhalb der Siedlung an sich wird im Kapitel 7 eingegangen.

In der schriftlichen Umfrage wurde die Siedlung insgesamt – wie bereits die Wohnungen – sehr gut benotet. Auch einzelne architektonische Aspekte wie die Fassadengestaltung, die verwendeten Baumaterialien, die Lage der Waschküche erhielten in der Umfrage Bestnoten. Diese Resultate werden durch die Interviews im Grossen und Ganzen bekräftigt. Die Teilnehmer/innen der fünf Diskussionen sind im Allgemeinen sowohl zur architektonischen Gestaltung als auch zum gemeinsamen Infrastrukturangebot des Lobes voll. Besonders positiv hervorgehoben werden die Zielsetzungen Ökologie und Nachhaltigkeit des Projekts (sowohl beim Bau als auch beim Betrieb). Daneben wurde aber auch Kritik geübt.

Bezüglich der Fassadengestaltung äussert ein Gesprächsteilnehmer den Verdacht, dass vermutlich bestimmte ästhetische Vorstellungen der Architekten für deren nüchternes, puristisches Aussehen verantwortlich gemacht werden müssen. Er meint, dass äusserlich ohne Zweifel interessantere Sachen gemacht hätten werden können, beispielsweise mehr Nischen oder auch die Verwendung anderer Materialien. Auf einen Bewohner des Grosshaushalts wirkt die Fassade des Hauptgebäudes ebenfalls sehr abweisend. Auch die Fenster seien zu klein geraten. Man könne sie zwar öffnen und kurz hinaus schauen, aber dann wolle man sie schnell wieder schliessen. Für eine andere Bewohnerin des Grosshaushalts weckt der hässliche Verputz der Fassade die Assoziation «eines Bollwerks, einer Kaserne oder sozialer Wohnungsbauten der schlechtesten Sorte». Von den Bewohner/innen der drei Einpersonenhaushalte wird wiederum die Fassade des Hauptgebäudes als sehr gelungen beurteilt. Vor allem die Hülle aus Klinker (Sichtbackstein) gefällt. Das Haupthaus wird von einer Bewohnerin

in Anlehnung an den vom französischen Stararchitekten Jean Nouvel gebauten Expo-Pavillon auf dem Murtensee «Monolith» getauft. Insbesondere die klare Form wird geschätzt. Einzig, dass sie kleineren Häuser der Siedlung nicht auch im Stile des Haupthauses gebaut wurden, sondern verputzt sind, wird von dieser Seite kritisiert.

Ein weiterer Kritikpunkt der Architektur, der in der schriftlichen Befragung nicht zur Sprache kam, betrifft die Erschliessung der Wohnungen. Die Wohnungen werden im KW<sub>1</sub> bekanntlich auf sehr raffinierte Art und Weise erschlossen. Im Erdgeschoss öffnen sich vier Eingänge auf einen hellen Verbindungskorridor. Von diesem Korridor erschliessen vier Treppenhäuser mit Lift die Obergeschosse. Im dritten und sechsten Geschoss führen sogenannte «innere Strassen» (rues intérieures) zu den Wohnungen. Über das Treppenhaus im Süden gelangt man auf die allen zugängliche, riesige Dachterrasse und den gedeckten Gemeinschaftsraum. Dadurch, dass die Wohnungen in den Stockwerken 1 und 2, 4 und 5 sowie 7 und 8 nur vertikal durch das gemeinsame Treppenhaus verbunden seien, begegne man – so eine Bewohnerin des Grosshaushalts, der sich vom zweiten bis zum vierten Stockwerk über drei Geschosse erstreckt – im Haus selber relativ wenig Nachbarn, weshalb sie die Gestaltung der Treppenhäuser für wenig gelungen halte. Im dritten und sechsten Stockwerk würden sich allein durch die «inneren Strassen» automatisch mehr Begegnungen und auch ein ganz anderes Raumgefühl ergeben.

Die Interviews drehten sich jedoch weniger um die architektonische Gestaltung der Gebäude als vielmehr um die zentralen gemeinsamen Einrichtungen des Hauptgebäudes (wie die Pantoffelbar, den Gemeinschaftsraum mit der Küche sowie die Dachterrasse).

Zunächst zur *Pantoffelbar*. Ein Mitglied der Behindertenwohngruppe ist von der Bar völlig begeistert. Er sei fast jeden Abend dort anzutreffen, und zwar nicht nur, weil er die Mitverantwortung für den Nachschub an immer genügend Getränken in der Bar trägt. Die anderen Bewohner der Behindertenwohngruppen sind in der Pantoffelbar eher selten anzutreffen. Auch von den Gesprächspartner/innen der anderen Interviews wird die Pantoffelbar als wertvolle Einrichtung angesehen, obschon sich einige – vor allem die Bewohner/innen des Grosshaushalts – nur selten dort aufhalten. Als Begründung für das relativ spärliche Aufsuchen der Bar nannten sie die Tatsache, dass ein Grossteil ihres Bedürfnisses nach Sozialität bereits im eigenen Haushalt abgedeckt werde. Dies trifft für die allein lebenden Personen selbstverständlich weniger zu. Von ihnen wird die Pantoffelbar sehr geschätzt. Sie suchen sie relativ regelmässig auf, um die diversen Aushänge zu studieren, oder benutzen sie zum Teil als Kiosk, um Getränke zu kaufen und mitzunehmen. Wobei zu bemerken ist, dass allein die Möglichkeit der Kontaktaufnahme als das Wesentliche und Bedeutende betrachtet wird – ob davon tatsächlich auch Gebrauch gemacht wird, scheint weniger wichtig.

Der Initiant des Kochclubs ist von der Gestaltung des gesamten Eingangsbereichs inklusive der Pantoffelbar wenig begeistert. Er würde das Gästezimmer im Erdgeschoss so bald wie möglich aufheben und durch die nächst frei werdende Ein- oder Zweizimmerwohnung ersetzen. Damit könnte der halböffentliche Bereich der Pantoffelbar sowohl auf den inne-

ren Verbindungskorridor als auch gegen aussen geöffnet und ausgedehnt werden. Allenfalls müsste auch für das Nähatelier, so sehr er es schätze, ein anderer Standort gesucht werden, um einen weiteren (halb-)öffentlichen Raum im Parterre zu ermöglichen. Generell ist er der Ansicht, dass man beim Zurverfügungstellen von Gemeinschaftseinrichtungen nicht weit genug gegangen sei. Man hätte nicht nur mehr gemeinsam nutzbare Räume planen sollen, sondern auch die tatsächlich realisierten Räume etwas grosszügiger und prominenter gestalten müssen. Dieser Ansicht ist auch eine Architekturstudentin aus dem Grosshaushalt. Sie meint, dass die Idee der Gemeinschaftsräume nicht ausgereizt worden sei. Die Pantoffelbar vermittele bei ihr den Eindruck, als ob sie am Ende fast zufällig noch irgendwie reingebaut worden sei. Aufgrund der Gestaltung wirke sie für sie auch nicht unbedingt einladend. Trotz ihrer zentralen Lage komme man nicht automatisch an ihr vorbei, sondern müsse schon willentlich hingehen. Bewohner der Häuser B2 und B3 würden die Pantoffelbar und auch die anderen Gemeinschaftseinrichtungen, die ja alle im Haupthaus seien, vermutlich noch weniger benutzen als Bewohner des Hauptgebäudes, glaubt die Lebenspartnerin eines Gesprächspartners im Interview mit den ausländischen Bewohnern. Sie habe auf jeden Fall den – freilich subjektiven – Eindruck, dass in der Vorstellung der meisten Genossenschaftler/innen nur das Haupthaus als das eigentliche «KraftWerk» angesehen würde, die anderen beiden Häuser jedoch lediglich als Wohnhäuser. Der im Haus B2 wohnende Gesprächsteilnehmer will diesen Eindruck allerdings nicht bestätigen.

Die befragten Bewohner/innen der Einpersonenhaushalte legen grossen Wert auf den direkten Mobility-Anschluss in der Tiefgarage des Haupthauses, obschon sie von dieser Möglichkeit bis anhin eher selten bis nie Gebrauch gemacht haben. Auch dieses Angebot wird demnach – zumindest von den befragten Bewohner/innen der Einpersonenhaushalte – vor allem als eine Art «Versicherung» angesehen, bei Bedarf mobil sein zu können, als es tatsächlich regelmässig zu nutzen. Als wesentlicher Bestandteil des Infrastrukturangebots wird von ihnen zudem – insbesondere wegen der Möglichkeit der Veranstaltung privater Feste – der *Gemeinschaftsraum* geschätzt. Doch auch bei diesem Raum, so die Ansicht mancher Gesprächspartner/innen der übrigen Interviews, scheine vieles bereits in der Planung stecken geblieben zu sein. Bemängelt wird, dass anstelle einer Grossküche eine Standardküche eingebaut worden sei. Die kleine Küche verlange eine recht gute Organisation, wenn für 40 und mehr Personen (etwa an den Circolo-Mittwochabenden) gekocht werde. Die Grösse und der Ausbau des Dachraums wird auch von anderen kritisiert. Für Filmvorführungen stosse man bezüglich Platzangebot für das Publikum schnell an Grenzen.

Hingegen sei die *Dachterrasse* sehr gross geworden (für einige fast zu gross, da sie – zumindest bis zum Zeitpunkt der Interviews – aufgrund der fehlenden Begrünung und Sonnenschirme noch nicht allzu viele verschiedene Nutzungen zuliesse). Ansonsten wird die Dachterrasse jedoch sehr gelobt. Vor allem die Bewohner/innen des Grosshaushalts schätzen die Dachterrasse als zusätzliche Erweiterung ihres Wohnraums. Hauptsächlich im Sommer würden sie die Dachterrasse zum Essen vorziehen. Denn gera-

de in den unteren Stockwerken, in denen sich ihre beiden Wohnungen befänden, sei es zum Teil recht dunkel und auch die Balkone seien sehr klein.

## FAZIT

Das KW<sub>1</sub> wird sowohl von der architektonischen Gestaltung als auch vom Angebot an gemeinsam nutzbaren Infrastrukturen von den interviewten Personen als sehr gelungen taxiert. Wie schon die schriftliche Umfrage zeigte, lässt sich auch im direkten Gespräch mit den ausgewählten Zielgruppen eine recht hohe Nutzung der dafür vorgesehenen Infrastrukturangebote feststellen, und zwar sowohl in der Breite als auch in der Intensität der Nutzung. Erwartungsgemäss nutzen in konventionelleren Haushalten lebende Bewohner/innen die Angebote häufiger als in Grosshaushalten Wohnende. Deren Bedürfnisse nach sozialem Austausch werden zu einem Grossteil bereits in den Suiten realisiert.

Besonders gelobt wird das durchgehend ökologische Konzept der Überbauung. Bezüglich des Angebots an Gemeinschaftseinrichtungen herrscht allerdings auch hier mehrheitlich die Meinung vor, dass noch mehr Potential hätte ausgeschöpft werden können. Sowohl der gesamte Erdgeschossbereich mit der Pantoffelbar, dem Gästezimmer und dem Waschsalon als auch der Gemeinschaftsraum auf dem Dach hätten nach Ansicht einiger Befragten grosszügiger gestaltet werden können. So wirke die Pantoffelbar zwischen Veloparkplatz und Eingangsbereich zum jetzigen Zeitpunkt etwas eingezwängt und beliebig, und die Küche im Gemeinschaftsraum sei – wie schon die Küchen für die Grosshaushalte – zu klein dimensioniert worden.

## 4 Der Aussenraum

*«Ich hätte es lieber grosszügiger, grüner da draussen.»*  
(Mitglied der Ökogruppe)

Nach der Präsentation von Aussagen zu den Wohnungen und zu den Gebäuden sollen in diesem Abschnitt nun die Aussagen zur Aussenraumgestaltung zusammengefasst werden, bevor dann im nächsten Kapitel Kommentare und Stimmen zur näheren Umgebung und zum Quartier vorgestellt werden.

Als ganz besonders wertvolle Qualität der Siedlung wird die Brasserie Bernoulli mit den Sitzplätzen sowohl auf die Hardturmstrasse hinaus, aber vor allem auch im Zwischenraum zum Hauptgebäude A angesehen. Vor allem eine der alleinlebenden Personen schätzt das Restaurant ausserordentlich, da er abends nach der Arbeit froh sei, in einem Restaurant gleich in der Nähe und zu relativ später Stunde noch gut essen zu können. Für das Restaurant sei schon früh gekämpft worden – ein Gesprächspartner des zweiten Interviews spricht von einem Kraftakt des KW<sub>1</sub> –, denn normalerweise habe es in Wohngenossenschaften kein öffentliches Restaurant. Ne-

ben den im Hauptgebäude bestehenden Gemeinschaftsräumen sei dieser «richtig grosszügig» gestaltete Raum für ihn ein zusätzlicher wichtiger Ort, um Leute treffen zu können (auch wenn er diese Begegnungsmöglichkeit bis anhin noch gar nicht richtig ausgenützt habe – denn sonst wäre er ja längst Stammgast). Im gleichen Interview wundert sich ein im Haus B3 wohnender Befragter darüber, dass die Ostseite des Haupthauses aufgrund der mehrheitlich geschlossenen Rolläden von aussen sehr abweisend wirke. Denn rein vom Architektonischen sei eigentlich die Möglichkeit zur Durchlässigkeit und Öffnung nach aussen gegeben. Selbstkritisch räumt er ein, dass im Haus B3 – vor allem in den Atelierwohnungen im Erdgeschoss, aber auch in seiner eigenen Wohnung – die Läden ebenfalls meistens geschlossen blieben. Ob das allerdings etwas mit den Menschen oder mit der allzu öffentlichen Zugänglichkeit des Aussenraums zu tun habe, könne er nicht beantworten. Bezüglich der Öffnung zum Aussenraum wird auch die Westfassade als wenig gelungen taxiert. Die zwar vorhandenen einzelnen Balkone sähen aus wie «irgendwelche zugedrückten Hässlichkeiten», meint eine Bewohnerin des Grossshaushalts. Dies bedauert sie, denn durch Veranden und längere Balkone hätte mehr Leben von den Wohnungen nach aussen getragen werden können, so wie man das von italienischen Städten kenne. Dieses Bild könne hingegen allein schon wegen der wenig einladenden Umgebung nicht aufkommen. Insbesondere das als hässlich angesehene Bürogebäude im Osten der Anlage verunmögliche einen lebendigen Hof, in dem man sich gerne aufhalten würde. Erstaunt ist man auch über den offensichtlichen Graben zwischen dem Hauptgebäude und dem fünfgeschossigen Büro- und Gewerbegebäude B1. Zu den dort arbeitenden Angestellten, die am Morgen um halb neun Uhr kommen und am Abend wieder gehen, gäbe es praktisch keine Kontakte. Als ziemlich bis völlig misslungen wird die Gestaltung des ganzen Aussenraums angesehen, insbesondere von jenen Leuten, die gegenüber ihrer früheren Wohnsituation einen sicht- und spürbaren Verlust in Kauf nehmen mussten. Es sei alles recht eng, und auch die Rasenfläche und die paar Bäumchen trügen nicht gerade viel zu einer Belebung des Innenhofs bei, so eine Stimme aus dem Interview mit den Initianten von Gemeinschaftsaktivitäten. Selbst bei schönem Wetter sei der Innenhof sehr wenig belebt. Ihm schwebte ein Bild vor, im Herbst, wenn die Blätter der wenigen Bäume fallen, sich auf eine der Bänke zu setzen, in der Abendsonne die Zeitung zu lesen, während man gleichzeitig den spielenden Kinder oder Erwachsenen beim Boulespiel auf dem Kies zusehen könne. Ausserdem wünscht er sich als konkrete Sofortmassnahme die Entfernung der Fahrradständer vor der Pantoffelbar, denn obschon dies für manche vielleicht ein urbanes Gefühl vermittele, trinke er seinen Kaffee nicht gerne zwischen Fahrrädern eingezwängt. Durch den einengenden Fahrradparkplatz vor der Bar würde jedenfalls sicher kein Gefühl der Offenheit vermittelt.

Von einer Bewohnerin des Grossshaushalts wird die Begrünung als ziemlich phantasielos qualifiziert. Der von einer Wohnpartnerin vorgebrachte Einwand, dass die geringe Möblierung und Bepflanzung des Aussenraums einem durchdachten Konzept entspreche, um eine möglichst freie Aneignung durch die Bewohner zu ermöglichen, hält sie für wenig überzeugend. Sie könne sich jedenfalls nicht vorstellen, dass es erwünscht sei, wenn

plötzlich private Gärtchen angelegt würden. Eine andere Bewohnerin des Grosshaushalts schätzt die Landschaftsarchitektur des Aussenraums ebenfalls als «ziemlich dürftig» ein. Ein WG-Mitbewohner geht sogar noch weiter, indem er die Aussenraumgestaltung als «absolut schlechteste Schublade» bezeichnet. Er findet sie «einfach hässlich» und ist darüber «sehr enttäuscht». Dieser extremen Meinung wird entgegengehalten, dass nicht die Gestaltung das eigentliche Problem sei, sondern die intensive Nutzung auf relativ kleinem Raum. Würde mehr Raum für Rasenflächen oder Bäume ausgespart, stünde auf der anderen Seite zu wenig Fläche für Wege und Veloabstellplätze zur Verfügung. Für eine wunderschöne Linde fehle einfach der nötige Raum. Die mangelnden Gestaltungsmöglichkeiten beruhen ihrer Meinung also auf der zu kleinen Aussenraumfläche. Gerade deshalb, so das Gegenargument, müsse es schief laufen, wenn auf diesem wenigen Raum überall Velos hingestellt werden können und schöne Bäumchen gepflanzt würden. Er bleibe bei seiner Meinung, dass man sich bei der Gestaltung des Aussenraums zu wenig überlegt habe und glaube auch nicht, dass dies mit der nun gebildeten Aussenraumgruppe nachträglich noch verbessert werden könne. Denn in dieser Gruppe könne es letztlich nur noch darum gehen, darüber zu entscheiden, wie viele Bänke anzuschaffen und wo sie zu plazieren seien. Obwohl er einräumt, dass es in der Tat schwierig sei, den vorhandenen Aussenraum schön zu gestalten, sei die Chance, das Gesamte anzusehen, definitiv verpasst worden. Die Kinder im KW<sub>1</sub> seien auf jeden Fall nicht zu beneiden. Die bereits angeregte Diskussion wird von einer anderen Diskussionsteilnehmerin durch die eher rhetorische Frage abgeschlossen, ob bei anderer Gestaltung oder Möblierung der Aussenraum tatsächlich anders genutzt würde.

Nicht ganz so schlecht weg kommt der Aussenraum im Interview mit den ausländischen Bewohnern. Der neue Kinderspielplatz wird als schön bezeichnet. Ebenfalls positiv erwähnt wird, dass nicht bereits der ganze Aussenraum komplett vermöbliert sei. Lediglich die Gestaltung des Aussenraums zwischen dem Hauptgebäude und dem Haus B<sub>3</sub> sei nicht ganz geglückt, was aber auch aufgrund der Besucherparkplätze zurückzuführen sei, die ja ebenfalls nötig seien. Bezüglich dieser Parkplätze ärgert sich ein Gesprächsteilnehmer darüber, dass vielfach fremde Leute – auch Gäste des Restaurants Bernoulli oder Besucher von Fussballspielen im naheliegenden Hardturmstadion – den ganzen Tag ihr Auto auf den Besucherparkfeldern parkieren könnten, ohne dass sie kontrolliert würden. Wenn er hingegen ab und zu sein Auto dort parkiere, weil es in der blauen Zone keine freien Parkplätze mehr gebe und die Kosten eines Platzes in der Tiefgarage seiner Ansicht nach zu teuer seien, würde er von manchen Bewohner/innen des KW<sub>1</sub> oft schräg angeschaut.

Die Bewohner/innen der Einpersonenhaushalte äusserten sich kaum zu diesem Thema. Einzig der wenige Platz um die Gebäude herum wurde ein bisschen bedauert, wobei gleich hinzu gefügt wurde, dass in Anbetracht der Tatsache, dass man in einer Stadt lebe, der Aussenraum eigentlich recht grosszügig gestaltet sei. Insbesondere, wenn man bedenke, welche zusätzlichen Möglichkeiten den Bewohnern in dieser Siedlung geboten werden.

## FAZIT

Im Gegensatz zur Einschätzung der Wohnungen, der Architektur der Gesamtüberbauung und der gemeinsamen Infrastruktur wird die Gestaltung des Aussenraums von der Mehrheit der interviewten Personen als weniger geglückt angesehen. Die Urteile reichen von recht gut über phantasielos bis hässlich. Es wird zwar eingeräumt, dass eine sinnvolle und ästhetisch ansprechende Gestaltung durch die Enge des Raums, die diversen Nutzungsansprüche sowie die rechtlichen und sicherheitstechnischen Vorgaben ohne Zweifel erschwert worden sei. Dennoch ist man der Ansicht, dass mehr möglich gewesen wäre. Von den Bewohner/innen der Einpersonenhaushalte sowie den ausländischen Bewohnern wird der Aussenraum als recht gut bewertet. Geschätzt wird von letzteren vor allem der neue Kinderspielplatz. Als besonders positive Bereicherung des Aussenraums wird zudem generell das Restaurant Bernoulli im Büro- und Gewerbegebäude angesehen. Dieses trage zu einer gewissen Belebung des Innenhofs bei, der unter anderem aber auch aufgrund der wenig einladenden näheren und weiteren Umgebung (vor allem das Bürogebäude im Osten) nicht unbedingt zum längeren Verweilen einlade.

## 5 Die nähere Umgebung und das Quartier

*«Hier ist man richtig hinter dem Mond.»*  
(Initiant des Kochclubs Circolo)

Um diesen ersten Themenblock mit den Einschätzungen des KW1 auf den bereits behandelten Massstabebenen (Wohnung → Wohnanlage/Infrastruktur → Aussenraum) abzuschliessen, sollen nun noch die Aussagen zur näheren Umgebung und zum Quartier wiedergegeben werden. Bislang war ein deutlicher Abfall in der Einschätzung von der grösseren zur jeweils kleineren Massstabebene feststellbar. Je grösser der Abstand vom privaten Bereich, also der Wohnung oder im Fall des Grosshaushalts des eigenen Zimmers, desto kritischer werden die Aussagen. Dieser Trend setzt sich auch bei der Einschätzung der näheren Umgebung und des Quartiers fort.

Die Gegend, in der das KW1 steht, wird nicht unbedingt als wohnlich eingestuft. Nur wenige Aspekte werden als positive Punkte hervorgehoben. Geschätzt wird etwa die Nähe zur Limmat. Vor allem im Sommer, so ein Mitglied der Behindertenwohngruppe, beabsichtige man, vermehrt an die Limmat zu gehen – hauptsächlich zum Baden auf die relativ nahegelegene Werdinsel. Ein früher im «Chreis Cheib» wohnender Familienvater ist glücklich, dass sein Kind nun in einer Umgebung aufwachsen könne, in der es nicht jeden Abend «Rambazamba» gebe. Zudem gehe ihm persönlich dieser Trubel ebenfalls schon längere Zeit «auf den Keks», weshalb er es nun geniesse, ausserhalb des Zürcher Amüsierzentrums zu leben, wo es einerseits zwar freilich weniger belebt sei, man andererseits jedoch nicht dauernd diesem Ausgangsstress ausgesetzt sei. Er meint, dass er noch nie

so ruhig gewohnt habe wie im KW1. Zu Beginn habe er noch ab und zu die Autobahn und das Tram gehört, aber das sei schliesslich normal in einer Stadt. Ein früher im Seefeld wohnender Gesprächspartner estimiert umgekehrt, dass er nun näher bei jenen Orten und Lokalitäten wohne, die er schon früher gerne – hauptsächlich zum Tanzen – aufgesucht hatte. Er sagt, dass er eigentlich dorthin gezogen sei, wo sich für ihn auch ein Stück Leben abspiele.

Ansonsten wird die nähere Umgebung entgegen der öffentlichen Meinung, dass sich das KW1 in einem Trendquartier befindet, allerdings als ein wenig attraktives Stadtquartier mit (noch) wenig Lebensqualität angesehen – trotz einer Reihe von Naherholungsgebieten in der näheren und weiteren Umgebung. Dies sei auch die Ansicht vieler Aussenstehender, die lediglich die Autobahn und die Strassen sehen würden. Jemand bezeichnet das Quartier sogar schlichtweg als «Katastrophe».

Von den Bewohnern der Behindertenwohngruppe wird die Anbindung an den öffentlichen Verkehr im Gegensatz zur früheren Wohnsituation als klare Verschlechterung wahrgenommen. Allerdings sei dies nicht so gravierend. Man müsse sich einfach arrangieren, dass es nun eben nur noch die Tramlinie 4 an der Hardturmstrasse und die Buslinie 54 an der etwas weiter entfernten Pflingstweidstrasse gebe. Für die Bewohner der Behindertenwohngruppe habe sich durch den neuen Wohnort auch der Arbeitsweg verlängert. Sie müssten nun mehr umsteigen und vor allem der Heimweg sei wegen des Abendverkehrs ziemlich mühsam. Wenn gleichzeitig zusätzlich Fussballspiele stattfänden, sei es in den Trams vollends ungemütlich.

Weitaus gravierender als die Situation des öffentlichen Verkehrs wird von ihnen hingegen das Fehlen naher Einkaufsmöglichkeiten angesehen. Man müsse entweder in die Grünau, an den Limmatplatz oder zum HB einkaufen gehen. Der nächste Lebensmittelladen befindet sich in der ca. 300 Meter entfernten Überbauung «Limmat West». Dessen Angebot sei hingegen beschränkt und zudem sei die angebotene Ware nicht ganz billig. Mit dieser Kritik sind sie nicht allein. Das Quartier wird von einigen Diskussions Teilnehmer/innen nicht zuletzt wegen des weitgehenden Fehlens von Lebensmittelgeschäften in unmittelbarer Nähe als wenig wohnlich angesehen. Dies führt sogar zu Aussagen wie derjenigen, dass man ohne das KW1 auf keinen Fall in diesem Quartier leben würde. «Dann müsste es schon mindestens einen Coop haben», meint jemand mit trockenem Humor. Für den Initianten des Kochclubs beispielsweise entspricht der aktuelle Zustand der näheren Wohnumgebung des KW1 in keiner Weise seinen Vorstellungen von städtischem Wohnen. Er schätze es beispielsweise, wenn er noch während des Kochens im Laden unten etwas kaufen könne, falls etwas fehle. Hier müsse man sich mittels Proviantanlegung richtiggehend organisieren, «damit man nicht verhungere». Das Mitglied der Ökogruppe ist allerdings zuversichtlich, dass es aufgrund weiterer neuer Wohnungen im näheren Umfeld bald auch für einen Grossverteiler von Interesse sein werde, dieses Gebiet mit einem eigenen Laden zu versorgen. Zur Zeit müsse er jedoch auch noch das Fahrrad nehmen zum Einkaufen, wohingegen er es früher geschätzt habe, zu Fuss einkaufen gehen zu können.

Auch die ausländischen Bewohner vermissen einen Coop oder eine Migros in der Nähe. Für sie ist dies fast der grösste Mangel im Quartier. Ein Diskussteilnehmer erzählt, dass er sich beispielsweise auch die neue Siedlung am Bernina-Platz in Oerlikon angeschaut habe. Dort gäbe es auch ein Einkaufszentrum, und er habe sich gedacht, dass es auch im KW1 bald ein grösseres Lebensmittelgeschäft geben würde, doch offensichtlich sei das Einzugsgebiet für eine Migros immer noch zu klein. Zumindest sei dies von der Migros auf Anfrage mitgeteilt worden.

Ein weiteres Manko des Quartiers ist neben dem Fehlen von Läden auch die – zumindest bis anhin – geringe Dichte von Restaurants und Bars. Die paar wenigen Clubs und Kneipen können diesen Mangel noch nicht kompensieren. Es habe einfach zu viele Bürogebäude im Quartier, bringt es ein Bewohner der Behindertenwohngruppe auf den Punkt.

Angst hat man auch vor dem neuen Hardturmstadion. Dabei sei man nicht grundsätzlich gegen ein neues Fussballstadion. Denn bereits das bisherige Stadion trage durchaus zu einer Belebung des Quartiers bei. Das Problematische am neuen Projekt – das von der architektonischen Lösung übrigens gelobt wird – sei die so genannte Mantelnutzung und vor allem die Dimension. Das neue Stadion sollte nur für so viele Leute gebaut werden, die auch wirklich Fussball schauen. Das seien in Zürich höchstens 15- bis 20'000, nie aber 30'000. Durch die zusätzliche Mantelnutzung, die das Stadion finanzieren soll, werde das Quartier neben den Fussballfans auch täglich von irgendwelchen «konsumierenden Massen» durchspült werden. Für die geplanten Gebäude mit einem Wohnanteil von lediglich 30 Prozent auf den Noch-Übungswiesen des Grasshopper-Club Zürich bringt die Mehrheit der befragten Personen demnach wenig Verständnis auf. Da es sich schon jetzt um kein richtiges Wohnquartier handle, bestehe dabei die Gefahr der Anonymisierung und im schlimmsten Fall der Verslumung, wie man es auch aus anderen Städten kenne. Falls das Stadion in der prämierten Version tatsächlich gebaut werden würde, so die einstimmige Meinung der Bewohner/innen des Grosshaushalts, würden viele zumindest mit dem Gedanken spielen, das KW1 zu verlassen. Doch kampfflos wolle man sich seinem Schicksal nicht ergeben. Obschon das KW1 in einem noch jungen Quartier stehe, sehen einige die Chance, dass Quartiergruppierungen entstehen könnten, die auf das Projekt noch Einfluss nehmen könnten. Manche vertreten allerdings auch die etwas fatalistische Einstellung, dass das eh schon katastrophale Quartier durch den Bau des Stadions nur noch minim verschlechtert werden könne.

Einzig und allein die Bewohner/innen der Einpersonenhaushalte bleiben auch beim Thema Quartiereinschätzung durchweg positiv. Sie finden, die vorhandenen Geschäfte würden ausreichen und deren Warenangebote seien zufriedenstellend. Ferner schätzen sie die Nähe der innovativen Läden beim Escher-Wyss-Areal, wo zum Beispiel bis 24 Uhr eingekauft und gleichzeitig nebenan recht Ausgefallenes gegessen werden könne («Les Halles»). Sie schätzen das kulturelle Angebot des Theaters und die verschiedenen Bars. Ihnen gefällt die Nähe zum Flussufer und die kurzen (und flachen) Wege auf dem Velo ins Stadtzentrum.

## FAZIT

Das sowohl in den Medien als auch von den Bewohnern selbst herbeigezogene Bild des KW1 als Insel oder grosser Ozeandampfer im weiten Meer gewinnt durch die Aussagen zur näheren Umgebung und zum Quartier weitere Konturen. Überwiegend wird das Gebiet, in dem das KW1 steht, von den befragten Personen als ein Quartier mit wenig Lebensqualitäten taxiert. Geschätzt wird einzig die Nähe zur Limmat und von einem Gesprächspartner überraschenderweise auch die relativ geringe Lärmbelästigung. Das grundsätzliche Problem am Quartier sei die geringe Wohnungsdichte bei gleichzeitig hoher Dichte an Bürogebäuden. Dadurch entstünden auch die Folgeprobleme. So sei trotz den hundert neuen Wohnungen das Einzugsgebiet für einen Grossverteiler immer noch zu klein, um eine Filiale in der Nähe zu eröffnen. Auch die wenigen Restaurants, Bars und Clubs könnten noch nicht zu einer eigentlichen Belebung des Quartiers beitragen. Das Quartier habe lediglich eine Chance, wenn zusätzlich neue Wohnungen gebaut würden. Aus diesen Gründen ist man auch gegenüber dem geplanten neuen Fussballstadion eher skeptisch eingestellt. Denn durch die kommerzielle Mantelnutzung mit Einkaufszentrum und Hotel auf den bisherigen Trainingsplätzen würde das Quartier einem weiteren unzumutbaren Verkehrsdruck ausgesetzt. Falls das Projekt in der jetzigen Form tatsächlich realisiert würde, erwägen einige der befragten Personen jedenfalls den Wegzug aus dem KW1.

## 6 Das Nachbarschaftsleben

*«Hier ist es nicht so, dass du den Nachbarn nur grüsst und damit fertig.  
Hier spricht man auch länger miteinander.»  
(Ein Familienvater aus Peru)*

Wir kommen nun zur Thematisierung des eigentlichen Herzstückes des KW1: des Gemeinschaftslebens, welches bekanntlich eines der zentralen Anliegen des Projekts und eines der wichtigsten Anreize für einen Grossteil der Mieter/innen war. Auch hier sollen die einzelnen sozialen Aspekte des Zusammenlebens wiederum thematisch differenziert werden, obschon die Zuordnung aus verschiedenen Gründen nicht immer eindeutig ist. Die Grenzen zwischen Nachbarn, Bekannten und Freunden sind fließend und können sich im Laufe der Zeit auch verschieben. Zuerst sollen die Aussagen zum Nachbarschaftsleben zusammengetragen werden. Darunter subsumieren wir die zufälligen, meist unverbindlichen Begegnungen hauptsächlich zu Nachbarn der Siedlung KW1 – zum Beispiel im Treppenhaus oder in den gemeinsam nutzbaren Räumen (Waschsalon, Pantoffelbar, Gemeinschaftsraum etc.) –, aber auch zu Quartiernachbarn ausserhalb der eigentlichen Siedlung. Danach wird generell auf das Gemeinschaftsleben im KW1 eingegangen (Kapitel 7). Darunter verstehen wir sämtliche absichtsvoll entstandenen sozialen Kontakte innerhalb der Siedlung. Ein ei-

genes Kapitel (8) bekommt dabei die spezielle Wohnform des Grossshaushalts.

Nach Ansicht eines Mitglieds der Behindertenwohngruppe sei bezüglich Kontakten zu Nachbarn gegenüber der früheren Wohnsituation eine eindeutige Verbesserung eingetreten. Seit sie im KW1 wohnen, hätten sich schon eine ganze Menge neuer Kontakte ergeben. Man treffe mehr Nachbarn an, sei es in der Pantoffelbar, im Kochclub oder auch draussen von Balkon zu Balkon, wo ab und zu ein «kleines Schwätzchen von Fenster zu Fenster» abgehalten werde. Sie fühlen sich im KW1 richtig integriert, was an den früheren Orten nicht immer so gewesen sei. Jemand ist positiv überrascht, dass sie von den «Kraftwerkleuten» dermassen gut aufgenommen worden seien.

Auch die Gesprächspartner des zweiten Interviews nehmen gegenüber ihrer früheren Wohnsituation eine spürbare Verbesserung des nachbarschaftlichen Lebens wahr. Der Initiant des Kochclubs schätzt es zum Beispiel sehr, dass man sich grüsst. Wobei er das Grüssen «für eine gute Art des Grüssens» hält. Er habe nie das Gefühl, bei jemandem stehen bleiben zu müssen, um mit ihm zu schwatzen. Die Begegnungen seien immer sehr ungezwungen und locker. Er erklärt sich die besondere Qualität dieser Begegnungen durch die Tatsache, dass im KW1 viele Leute wohnen, die mehr als nur einfach wohnen wollen. Er persönlich verstehe Wohnen als etwas, das mit Kommunikation zu tun habe, als ein Mitgestalten auch der sozialen Umgebung. Diese Qualität sieht auch das Mitglied der Filmgruppe. Er meint, dass er in der früheren Wohnung zwar schon auch Kontakte zu Nachbarn gehabt hätte, aber dort sei die Initiative mehrheitlich von ihm ausgegangen. Im KW1 hingegen würden viele Bewohner den Kontakt zu Nachbarn suchen. Hier seien ihm die Nachbarn irgendwie vertrauter als früher. Er bezeichne sie schon fast als Kollegen, während es früher meist eine eher unverbindliche Beziehung zu «einem Herrn Müller oder einer Frau Meier» gewesen sei. Bezüglich reichhaltigem sozialen Leben sei es eben nicht egal, wo man wohne. Das Mitglied der Ökogruppe glaubt ebenfalls, dass dies mit dem ideellen Gerüst des KW1 zusammenhänge. Dadurch, dass sämtliche Bewohner/innen des KW1 neu eingezogen und grundsätzlich am sozialen Austausch interessiert seien, habe sich eine eigene Dynamik entwickelt. Er vermutet, dass Personen, die erst nach ein paar Jahren einziehen würden, das Soziale ganz anders erleben würden. Zusätzliche Kontakte haben sich für die Interviewpartner des zweiten Interviews natürlich durch ihre Arbeit in den entsprechenden Gruppen ergeben. Einzig für den Initianten der Kochgruppe seien durch sein diesbezügliches Engagement seltsamerweise noch keine neuen Kontakte zustande gekommen. Dafür treffe er dort Leute, die er schon zwanzig und mehr Jahre kenne. Er ist auch sehr froh darüber, dass sich die alten sozialen Kontakte bislang merkwürdigerweise noch nicht verloren hätten, wie er anfänglich befürchtete.

Dass mehr Begegnungen mit Nachbarn stattfinden, führen die drei Teilnehmer dieses Interviews zum einen auf die spezielle Zusammensetzung der Bewohnerschaft und die Dimensionen des KW1, zum anderen aber auch auf die Architektur zurück. Da dermassen viele Leute im KW1 wohnen, die man nach und nach kennen lerne, sei auch die Wahrscheinlichkeit

grösser, dass man diese Leute im Quartier (zum Beispiel im GZ Wipkingen) oder auch in der Stadt treffe. Das KW1 entwickle deshalb ähnliche Qualitäten wie ein Dorf. Auch dass beispielsweise die Waschmaschinen nicht wie normalerweise üblich in den Keller verbannt wurden, sondern ein gemeinsamer Waschsalon mit Tageslicht eingerichtet worden sei, ermögliche mehr Begegnungen mit anderen Leuten. Oder man könne auch noch spät am Abend schnell in die Pantoffelbar gehen und fast immer jemanden antreffen. Dies ergebe sich allein durch das Vorhandensein dieser Räume.

Eine Bewohnerin des Grosshaushalts ging davon aus, dass sich im KW1 mehr zufällige Begegnungen mit Nachbarn ergeben würden als es nun tatsächlich eingetroffen sei. Auch einer ihrer Mitbewohner meint, dass er zwar schon viele Leute im KW1 kennen gelernt habe, aber die direkten Nachbarn würde er noch nicht kennen. Das liege aber wiederum daran, so eine weitere Bewohnerin, dass die Bedürfnisse nach sozialen Kontakten grösstenteils in den Suiten selber abgedeckt würden. Dennoch findet sie – und bestätigt somit eine weiter oben ausgeführte Aussage –, dass die Bereitschaft der Bewohner/innen, auf andere einzugehen, im KW1 überdurchschnittlich hoch sei. Sie ist jedenfalls der Überzeugung, dass im KW1 mit Sicherheit mehr gegrüsst werde als in einem vergleichbaren «konventionellen» Haus.

Eine andere Bewohnerin findet es irgendwie komisch, Teil eines so grossen Haushalts zu sein. Normalerweise würde sie sich jeweils bei den Nachbarn vorstellen, wenn sie neu eingezogen sei. Im KW1 habe sie das allerdings noch nicht gemacht, weil ihr das irgendwie seltsam vorkäme, sich als eine von insgesamt zwölf Nachbarinnen aus demselben Haushalt vorzustellen. Dass sie bislang die Nachbarn noch nicht kennen, führen einige wiederum auf die vertikalen Treppenhäuser zurück. Zudem nähmen die in den oberen Stockwerken Wohnenden in der Regel den Lift, während sie vielfach die Treppe benützen. Dadurch gebe es für sie in diesem Sinne auch keinen Unterschied, ob es sich um Nachbarn aus ihrem Haus oder aus den orangen Häusern handelt. Ausser am Tag der offenen Tür sei man deswegen auch noch kaum in Wohnungen von anderen Genossenschafter/innen gewesen. Dies wird jedoch nicht als Mangel wahrgenommen. Offensichtlich sei einfach auch das Bedürfnis dazu nicht allzu gross.

Auch von den ausländischen Bewohnern wird das Nachbarschaftsleben als sehr gut bezeichnet. Dazu würden auch die Pantoffelbar und die anderen Gemeinschaftsräume beitragen. Einzig die Ehefrau des Interviewpartners aus Sri Lanka habe noch nicht sehr viele Kontakte zu den Nachbarn aufbauen können. Das sei aber auf die Sprache zurückzuführen, da seine Frau leider noch nicht sehr gut Deutsch spreche. Seine Kinder hätten hingegen schon recht viele Kontakte zu anderen Kindern.

Die Bewohner/innen der Einpersonenhaushalte finden das Nachbarschaftsleben ungezwungen und normal. Der Kontakt zu anderen Leuten sei sehr unterschiedlich. Die meisten Kontakte kommen durch die verschiedenen Gruppen zustande, wie zum Beispiel die Kochgruppe Circolo, der Talentschuppen oder die Ökogruppe. Ansonsten wird es geschätzt, dass man ganz nach dem «Lustprinzip» mit anderen Leuten reden kann oder eben auch nicht.

## FAZIT

Sämtliche Diskussionsteilnehmer/innen der befragten Zielgruppen stellen im Vergleich zur früheren Wohnsituation eine sicht- und spürbare Verbesserung des Nachbarschaftsleben fest, sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht. Zugeschrieben wird die Verbesserung einerseits der besonderen Zusammensetzung der Bewohnerschaft, zum anderen der Architektur. Allgemein sei bei der Mehrheit der Bewohner/innen eine grosse Bereitschaft vorhanden, sich auf die Nachbarn aktiv einzulassen. Dies wird unter anderem auf die Tatsache, dass sämtliche Wohnungen gleichzeitig bezogen worden sind, zurückgeführt. Die Gemeinschaftsträume tragen zudem das Ihre zu einem grösseren Austausch unter den Nachbarn bei. Schliesslich werden die Kontaktmöglichkeiten auch durch die Grösse der Überbauung mit insgesamt 100 Wohnungen gefördert. Einzig die Bewohner des Grosshaushalts müssen eingestehen, dass sie bislang noch nicht sehr viele Nachbarn kennengelernt haben. Dies erklären sie einerseits mit der vertikalen Architektur des Treppenhauses, das zufällige Begegnungen – ausser in den «inneren Strassen» im dritten und sechsten Stockwerk – nicht unbedingt fördere. Andererseits sei bei ihnen offensichtlich auch das Bedürfnis nach engeren Kontakten zu den Nachbarn nicht allzu gross, da dieses schon innerhalb des Haushaltes genügend abgedeckt würde.

## 7 Das Gemeinschaftsleben

*«Man kann ja auch einfach hier wohnen,  
ohne dass man alles mitmachen muss oder will.»*  
(Mitglied der Filmgruppe)

Die Wohnbaugenossenschaft KW1 unterscheidet sich von herkömmlichen Wohnbaugenossenschaften unter anderem dadurch, dass sie sich eine Charta gab. Ein zentraler Punkt der Charta betrifft das Gemeinschaftsleben. Durch das Nebeneinander verschiedener Wohnformen sollten auch völlig neue Qualitäten des Zusammen- und Gemeinschaftsleben ermöglicht werden. Auch die Solidarität unter den Bewohner/innen war ein wesentliches Anliegen der Charta. Ob und wie diese Qualitäten bereits erreicht worden sind, war eines der zentralen Themen der fünf Interviews. Im Folgenden werden die wichtigsten diesbezüglichen Aussagen vorgestellt. Dabei erhält das Interview mit den Initianten gemeinschaftlicher Aktivitäten aus nahe liegenden Gründen besonderes Gewicht. Die Aussagen zum Gemeinschaftsleben im Grosshaushalt werden im nächsten Kapitel präsentiert.

Bezüglich der Möglichkeit an Sozialkontakten, der Multikulturalität und der Integration ist ein Bewohner der Behindertenwohngruppe restlos begeistert. Man könne sich diesbezüglich fast gar nicht mehr wünschen. Er persönlich sei beispielsweise in der Betriebsgruppe der Pantoffelbar aktiv. Zudem mache er am Mittwoch in der Kochgruppe mit und sei auch noch Mitglied in der Arbeitsgruppe «Q» (= Quartier), die sich zur Zeit vor allem

mit dem geplanten Stadionbau beschäftige. Er glaubt auch nicht, dass es ein Zuviel an sozialen Aktivitäten gebe, denn man könne ja jederzeit wieder aus einer Gruppe austreten, und es bestünden genügend Rückzugsmöglichkeiten, auch bei ihnen in der Wohnung. Es geschehe eben alles auf freiwilliger Basis. Man könne bei den diversen Gruppen mitmachen, es sei aber kein Müssen. Einer seiner Wohnungspartner unterstützt ihn in diesem positiven Statement. Er sei zwar am Abend oft zu müde, um noch in die Pantoffelbar zu gehen, weshalb er eigentlich noch nicht sehr viele Leute kennen gelernt habe. Aber er habe einen sehr schönen Kontakt zu einem Libanesen und dessen Frau und Kind aufbauen können.

Auch die befragten ausländischen Bewohner (und deren Partnerinnen) stellen eine eindeutige Bereicherung ihres Soziallebens fest. So meint ein vorher in Oerlikon wohnender Gesprächsteilnehmer, dass sie in ihrem früheren Wohnort zwar keine Probleme gehabt hätten, aber die dort wohnenden Leute aus den verschiedenen Ländern hätten nicht miteinander gesprochen. Abgesehen eines Kontakts zu einem anderen ausländischen Paar hätten sie sich dort recht isoliert gefühlt. Das sei im KW1 anders. Denn hier würden die Leute miteinander sprechen. Auch dessen Partnerin hatte den Eindruck, dass sich ihr Freund in Oerlikon nie richtig wohl gefühlt habe. Er habe ihr oft erzählt, dass das Zusammenleben in Afrika ganz anders sei. Als sie dann vom KW1 hörten, dachten sie, dass dies vielleicht seinen Vorstellungen von Gemeinschaftsleben eher entsprechen könnte. Sie findet es auch sehr schön zu sehen, wie die Kinder zusammen spielen würden. Sie betrachtet es als eine Chance, dass so viele Kinder aus verschiedenen Kulturen zusammen aufwachsen können. Der soziale und genossenschaftliche Aspekt des Projekts KW1 war auch einer der Haupteinzugsgründe des zweiten schweizerisch-ausländischen Paares. Sie hätten zwar bereits vorher in einer Genossenschaft gewohnt, und zwar in einer schönen und preisgünstigen Dreizimmerwohnung in einer auch für Kinder idealen Umgebung. Aber im Haus hätten neben ihnen nur alte Leute gewohnt, zu denen sie keinen Kontakt pflegten. Im KW1 hätten sich hingegen schon in sehr kurzer Zeit viele neue Kontakte ergeben. Dafür seien die Kontakte zu ihren früheren Freunden und Bekannten weniger geworden. Damit ihre alten Freundschaften darunter nicht noch mehr leiden, müsse sie sich immer wieder aktiv darum kümmern, denn man werde diesbezüglich automatisch etwas faul. Ihr Partner nimmt ebenfalls einen deutlichen Unterschied zur früheren Wohnsituation wahr. Er sei im KW1 zwar auch Ausländer, aber «alle seien sehr nett». Leider könne er nicht an der Kochgruppe mitmachen, da er am Mittwochabend jeweils bis zehn Uhr arbeiten müsse. Seine Frau und seine Tochter seien allerdings begeistert dabei. Bezüglich Sozial- und Gemeinschaftsleben sind die Erwartungen aller drei befragten ausländischen Interviewpartner erfüllt worden. Die soziale Durchmischung erleben sie positiv. Insbesondere die beiden mit einer Schweizerin zusammenlebenden Ausländer fühlen sich recht gut integriert, wobei es besonders geschätzt wird, dass die Leute sich hier in erster Linie für sie als Personen und nicht als Ausländer interessieren würden. Sie würden aber auch Ausländer/innen kennen, die gegenüber dem KW1 ziemlich skeptisch eingestellt seien und nicht unbedingt hier wohnen möchten. Eine Diskussteilnehmerin stellt sich allerdings die Frage, ob die vollständige Integ-

ration der Ausländer/innen nicht vielmehr dem Wunschdenken der Schweizer/innen entspreche als dem realen Bedürfnis der Ausländer/innen selber. Vielleicht seien ausländische Familien ganz einfach froh, eine gute Wohnung zu haben, und ein reger nachbarschaftlicher und sozialer Kontakt zu ihnen sei sekundär. Der srilankische Familienvater erklärt die Zurückhaltung einiger Ausländer/innen mit der unterschiedlichen Kultur und Religion. Als Hindu dürfen sie beispielsweise an Festen im Prinzip keinen alkoholischen Getränke trinken. Als Mann dürfe man ab und zu etwas trinken, als Frau aber niemals. Neben dem Alkoholverbot gebe es aber noch andere Vorschriften, die zu Konflikten führen könnten (zum Beispiel die Kleidung). Das grösste Hindernis sei aber definitiv die Sprache. Seine Frau könne eben noch nicht sehr gut deutsch. Zum Glück habe es im KW1 aber noch eine zweite Familie aus Sri Lanka, zu denen sie Kontakt haben.

Ergänzt werden muss, dass der Anteil Ausländer/innen im KW1 mit 15 Prozent vergleichsweise sehr tief ist. Zudem kommen die meisten Ausländer/innen aus Deutschland. Dies sei aus der Entstehungsgeschichte zu erklären, so die Partnerin eines der Gesprächsteilnehmer. Die meisten Wohnungen seien bekanntlich schon vorreserviert gewesen. Die Ausländer/innen hätten die Geschichte des KW1 natürlich nicht verfolgt. Sie würden sich hauptsächlich für den Mietpreis und den Einzugstermin interessieren. Sie hofft, dass die soziale Durchmischung bei der Wiedervermittlung frei werdender Wohnungen stärker berücksichtigt werde. Dies wird von der anderen am Gespräch teilnehmenden Frau bezweifelt, denn die von der Genossenschaft festgelegten Prioritäten für die Neubelegung sprächen eine andere Sprache. Die gewünschten Ausländerquoten stünden erst an dritter Priorität. Erste Priorität hätten diejenigen Personen, die bereits im KW1 wohnen würden, zweite Priorität die Genossenschafter/innen. Sie kenne jedenfalls afrikanische Freunde, die gerne im KW1 wohnen würden, jedoch nicht Genossenschafter/innen seien und deshalb kaum Chancen hätten, hier einzuziehen.

Die Bewohner/innen der Einpersonenhaushalte sind bezüglich dem Gemeinschaftsleben relativ zurückhaltend. Sie sind zwar gerne in der einen oder anderen Gruppe dabei und beteiligen sich an einzelnen gemeinsamen Aktivitäten, im Grossen und Ganzen haben sie allerdings weniger das Bedürfnis nach viel Gemeinschaft. Das vorhandene Gemeinschaftsleben habe sich ihrer Einschätzung nach jedoch positiv auf ihre Persönlichkeiten ausgewirkt. Eine befragte Person sagt von sich, dass sie das Gefühl habe, offener geworden zu sein. Sie habe gelernt, besser auf andere Leute zugehen zu können, «weil es hier einfach unkomplizierter ist».

Der Initiant des Kochclubs ist positiv überrascht, wie viele Leute in den seiner Ansicht nach «suboptimalen Strukturen» freiwillig irgend etwas machen, das der Gemeinschaft dient. Er befürchtete zuerst, dass viele der Initiativen vom Vorstand ausgehen müssten. Dies sei jedoch lediglich in der Anfangsphase so gewesen. Er findet es umgekehrt aber auch gut, dass es viele Leute gibt, die gar nichts machen. Denn das entlaste einen. Man könne dann, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben, auch leichter wieder aus einer Gruppe austreten. Auch das Mitglied der Filmgruppe schätzt es, dass man nicht alles mitmachen müsse. Als er das erste Mal von diesem Projekt hörte, befürchtete er, dass man im KW1 schnell zum Aussenseiter werden

könne, wenn man beispielsweise mit der NZZ unter dem Arm herumlaufe oder nicht die WoZ (WochenZeitung) abonniert habe. Doch seine anfänglichen Befürchtungen vor diesem sozialen Druck haben sich nicht bewahrt. Es würden sehr unterschiedliche Menschen im KW1 leben und überraschenderweise gehöre er nun eher zu denen, die viel machen. Auch seine Bedenken, dass dauernd irgendwelche gemeinschaftlichen Aktivitäten oder Feste stattfänden oder dass man sich ständig zu Sitzungen treffe, seien glücklicherweise unbegründet gewesen.

#### EXKURS: DER KOCHCLUB «CIRCOLO», DIE FILMGRUPPE UND DIE ÖKOGRUPPE

Nach diesen kurzen einleitenden Aussagen sollen nun die drei Gruppen und ihre Aktivitäten vorgestellt werden. Ziel dabei ist es, einen möglichst umfassenden Einblick sowohl in die Organisation und das Funktionieren dieser Gruppierungen als auch über deren Aktivitäten zu gewähren.

Zunächst zum *Kochclub* «Circolo», der gemäss des Initianten im eigentlichen Sinn des Wortes weder ein Verein, noch eine Gruppe oder ein Club, sondern lediglich ein «Organisationservice» sei. Die Idee eines solchen Kochkreises habe er schon lange mit sich herumgetragen. Ursprünglich schwebte ihm allerdings ein anderes Modell vor, vergleichbar mit jenem der Genossenschaft Karthago mit einer Grossküche als Zentrum des gemeinschaftlichen Zusammenlebens. Noch 1995 hatte er die Idee, dass jeder Bewohner pauschal monatlich einen bestimmten Betrag (etwa 1000 Franken) für das Essen bezahle. Darin wären sämtliche Mahlzeiten inbegriffen gewesen, unabhängig davon, ob man jeden Tag mitgegessen hätte oder nicht. Für das Kochen hätte man Leute angestellt. Als sie dann aber gesehen hätten, dass das KW1-Projekt viel pluralistischer werde, hätten sie beschlossen, bis nach dem Einzug der Leute zu warten, um zu sehen, was überhaupt möglich sei. An einer GV habe er die Kochgruppe vorgeschlagen. Dann habe er bei den Genossenschaftler/innen herumgefragt respektive einen Anschlag in der Pantoffelbar gemacht, wer an diesem Kochkreis interessiert sei. Zu Beginn sei dies aber eine recht harzige Angelegenheit gewesen. Nur mit Ach und Krach seien 40 interessierte Personen zusammen zu bringen gewesen. Seither funktioniere das Modell allerdings ohne grösseres Dazutun fast reibungslos (ein ähnliches Modell bewähre sich übrigens schon fast zwanzig Jahre in der Genossenschaft Schreinerstrasse im Kreis 4).

Das Prinzip des Kochclubs ist denkbar einfach: Um an den Essen teilzunehmen, kann sich jedes Mitglied des Clubs jeweils bis Montagabend auf einer in der Pantoffelbar aufgehängten Liste eintragen. Auch Gäste dürfen eingeladen werden, sofern Plätze frei sind. Jeweils vier Personen kochen gemäss einem vorgegebenen Turnus für die restlichen Mitglieder. Als Mitglied kommt man demnach alle zehn Wochen zum Kochen. Auch das Bedienen, Abräumen und Abwaschen wird von diesen vier Personen übernommen. Man darf sich dabei auch nicht helfen lassen (nicht einmal beim Tellerzusammenstellen). Man möchte bewusst vermeiden, dass plötzlich alle aufstehen, um zu helfen. Dafür dürfe sich das Kochteam nachher wieder neun Wochen lang einfach an den Tisch setzen, ohne etwas machen zu müssen. Die Essen finden im Gemeinschaftsraum im obersten Geschoss

des Hauptgebäudes statt und werden jeweils von jenen vier Personen finanziert, die auch für das Kochen zuständig sind. Bei einer Degustation einigte man sich auf vier Weine (zwei Rotweine und zwei Weissweine), die aufgrund der grossen Bestellmenge zu günstigen Konditionen eingekauft werden konnten. Diese Weine können während des Essens bezogen werden. Mitgliederbeiträge müssen also nicht bezahlt werden und der organisatorische Aufwand kann dadurch sehr klein gehalten werden. In der Gemeinschaftsküche gibt es keine Lagerhaltung. Ausser Salz und Gewürzen werden alle nicht gebrauchten Lebensmittel am Ende verteilt oder vom Kochteam wieder mitgenommen. Durch die Vorgabe, möglichst billig zu kochen, habe sich in der Zwischenzeit ein gewisser Standard entwickelt. Es handelt sich explizit nicht um einen Gourmetclub. Inzwischen haben 40 Leute des KW<sub>1</sub> gelernt, für 40 Leute zu kochen. Theoretisch könnte, wenn alle zehn 4-er-Teams gleichzeitig kochen würden, für 400 Leute gekocht werden. Aufgrund des grossen Erfolgs wurde inzwischen ein zweiter Kochkreis, der «Circolino», gegründet.

Die *Filmgruppe* sei spontan entstanden, berichtet das interviewte Mitglied derselben. Ein paar Leute hätten die Idee gehabt, gemeinsam im Haus Filme anzuschauen. Sie reservierten einen Raum und luden die Leute ein, ihre Videokassetten mitzubringen. Dann wurde basisdemokratisch über die Wahl des Films abgestimmt. Dies sei aber nur das erste Mal so gemacht worden. Denn die Wahl sei in eine fast mit der Bundesratswahl zu vergleichenden Abstimmung ausgeartet – mit Ständemehr, absolutem Mehr usw. Man habe einfach mal etwas gemacht, alles sei sehr unorganisiert gewesen. Inzwischen sei der Club jedoch an einer grossen Sitzung richtig konstituiert worden. Das Programm werde nun von ihnen festgelegt, und sie seien auch für den Einkauf und Verkauf der Getränke sowie die Wiederherstellung des Raumes nach der Filmvorführung verantwortlich. Auch Geld sei investiert worden. Um die Filme auf die Wand projizieren zu können, wurde ein Beamer gekauft. Und sobald Geld im Spiel sei, müsse jemand die Verantwortung dafür übernehmen. Für den interviewten Gesprächspartner, Primarlehrer von Beruf, sei dies eine sehr spannende Erfahrung gewesen. Er habe zum ersten Mal am eigenen Leib erlebt, was es bedeute, eine Privatinitiative in einem öffentlichen Raum zu ergreifen. Und zwar in einem Umfeld, in dem auch sehr schnell gewisse Ansprüche an das Öffentliche gestellt würden. Er staune doch sehr, wenn nun plötzlich andere Leute des KW<sub>1</sub> ihren Anspruch auf den Beamer reklamieren. Die Haltung «wir haben uns ja alle gern» und «alles gehört allen», funktioniere nämlich genau soweit, bis der Beamer kaputt sei. Dann würde er wieder nur ihnen gehören. Solange hingegen der Beamer nicht vom Kollektiv getragen werde, würden sie die alleinige Verantwortung für das Gerät tragen und deshalb auch nicht ausleihen. Um zu vermeiden, dass ihre Eigeninitiative nun einfach in das Grosse eingegliedert würde, hätten sie sich deshalb über die Strukturen ihrer Gruppe aktiv Gedanken machen müssen. Andererseits sei es ihm auch ein persönliches Anliegen, dass die Ideen der Charta realisiert werden können. Sie würden absolut keinen Extrazug fahren wollen. Gerade in der Hierarchie der Gruppen sieht er bezüglich der Charta aber auch ein Konfliktpotential. Zum Beispiel, ob sich streng hierarchische Gruppen mit der Charta des KW<sub>1</sub> vertragen, oder ob alle Gruppen basisdemokratisch

organisiert sein müssen. Für «seinen» Filmclub befürchtet er auf jeden Fall, dass plötzlich zu viele Leute mitmachen wollten, allein aufgrund der Vorstellung, das KW1 gehöre allen und alle gehören zusammen. Denn es gebe leider Personen, die mit den Grenzen nicht klar umzugehen wüssten und nicht merken würden, was gut und was weniger gut für das Klima eines Clubs oder einer Gruppierung sei. Wenn zu viele dieser Leute im Filmclub mitmachen würden, würde er sich jedenfalls nicht mehr sehr wohl fühlen. Der Club stösst auf ein reges Interesse. In der Regel kommen zwischen 25 und 30 Personen an die Vorführungen, darunter viele Stammgäste. Beim James Bond seien es 40 gewesen. An der Bar würden Getränke verkauft und es werde auch immer etwas Passendes zum gezeigten Film offeriert (bei einem Film von Almodóvar hätten sie beispielsweise Tapas serviert, oder beim «Dinner for One» habe es genau wie im Sketch ebenfalls vier Alkoholsorten gegeben). Zusätzlich würden die bequemsten Fauteuils für zehn Franken vermietet. Damit können sie mittelfristig ihre Investitionen amortisieren.

Der dritte interviewte Gesprächspartner ist seit seinem Einzug aktiv bei der *Ökogruppe* dabei. Er selber bezeichnet sich als Nichtfachmann in diesem Gebiet. Von Beruf ist er Personalberater. Er mache einfach aus Interesse und Freude mit. Ihre Aufgabe sehen sie darin, die Leute des KW1 für ökologische Themen im Alltag zu sensibilisieren. Zudem berät die Ökogruppe den KW1-Rat bei Neuanschaffungen, die für die Gemeinschaft bestimmt sind, um die Einhaltung möglichst ökologischer Kriterien zu gewährleisten. Ausserdem veranstaltet die Gruppe einmal im Monat in der Pantoffelbar eine Ökobar, in welcher jeweils ein bestimmtes ökologisches Thema (zum Beispiel Waschen, Putzen, Körperpflege usw.) für Interessierte auf lustvolle Weise zugänglich gemacht wird. Das Echo auf diese Veranstaltungen sei sehr unterschiedlich. Für sein persönliches Dafürhalten habe er sich eigentlich vorgestellt, dass diese Themen die Leute mehr interessiere. Letztlich sei es eben doch eine ganz normale Wohnsiedlung. Das ökologische Verhalten der Leute im KW1 sei in diesem Sinne nicht aussergewöhnlich. Die leichte Enttäuschung hänge aber auch mit seiner Persönlichkeit zusammen, da er generell dazu neige, grosse Erwartungen zu haben. Dennoch habe er sich vorgestellt, dass man sich etwa in der allgemeinen Anschaffungseuphorie für die Möblierung der Dachterrasse mehr um ökologische Kriterien gekümmert hätte. Hingegen könne er die Befürchtungen des Mitglieds der Filmgruppe bezüglich zu schnellem Wachsen der Gruppe nicht teilen. Bei ihnen sei grundsätzlich jeder willkommen. Dies hänge aber auch mit dem ideellen Hintergrund und dem gemeinsamen Ziel der Gruppe zusammen. Somit könne bei ihnen gar nicht das Gefühl aufkommen, dass ein Neumitglied etwas an sich reißen wolle, was die bisherige Gruppe aufgebaut habe.

Die Arbeit in den Gruppen hat für die drei befragten Personen nicht nur Freizeitcharakter. Mit der Mitgliedschaft seien auch Pflichten verbunden. Der Initiator der Kochgruppe müsse als Mitglied der so genannten «Dachraumgruppe» zum Beispiel immer schauen, dass die richtigen Listen produziert würden oder auch nachschauen, dass die Küche einigermaßen in Ordnung gehalten werde. Wenn man bei den Kollektivgeschichten nicht schaue, «ginge es schnell den Bach runter». Das zeitliche Engagement ist

unterschiedlich. Während das Mitglied der Ökogruppe pro Woche eine bis zwei Stunden einsetzt, investiert das Filmgruppenmitglied pro Monat etwa drei Stunden. Für alle drei Gesprächspartner sind diese Aktivitäten neu dazu gekommen, das heisst, sie waren vor ihrem Einzug ins KW1 in keinen anderen Vereinen oder Gruppierungen aktiv.

## FAZIT

Bezüglich des Gemeinschaftslebens, einem Herzstück des KW1-Projekts, stellen sämtliche Gesprächsteilnehmer/innen eine deutliche Verbesserung gegenüber ihrer früheren Wohnsituation fest. Die diesbezüglichen Ziele sind zumindest nach Ansicht der befragten Bewohner/innen der ausgewählten Zielgruppen erreicht worden. Sowohl die Bewohner der Behinder-tenwohngruppe als auch die befragten ausländischen Bewohner fühlen sich im KW1 schon recht gut integriert. Obwohl nur wenige der behinderten und ausländischen Befragten aus gesundheitlichen oder beruflichen – zum Teil auch sprachlichen – Gründen an Gemeinschaftseinrichtungen wie dem Circolo-Kochkreis partizipieren können, schätzen sie die nicht zuletzt durch die Architektur (Pantoffelbar etc.) zusätzlich geförderten Begeg-nungsmöglichkeiten mit Anderen. Die soziale Durchmischung wird als durchgängig positiver Aspekt des KW1 wahrgenommen, wobei die Hoff-nung geäussert wird, dass der Vorstand bei der Neuvermietung frei wer-dender Wohnungen die Prioritäten neu gewichtet, damit die gewünschten Quoten für die soziale Durchmischung in absehbarer Zukunft auch wirk-lich erreicht werden. Bei einem Ausländeranteil von lediglich 15 Prozent sei man davon noch relativ weit entfernt.

Generell ist man über die vielfältigen Aktivitäten und Gruppierungen im KW1 überrascht, insbesondere dass sie ohne Zutun des Vorstands entstan-den sind. Der Filmclub ist nur ein Beispiel einer spontan entstandenen Gruppe. Besonders geschätzt wird, dass alles auf freiwilliger Basis gesche-he ohne die für alternative Projekte sonst so typischen Zwangssitzungen. Die sozialen Events werden durch ein Minimum an Organisation gewähr-leistet. Aufgrund der offenbar idealen Dimensionen der Überbauung mit ca. 100 Wohnungen für 300 bis 350 Bewohner in vier Häusern entsteht nach Ansicht der Initianten gemeinschaftlicher Aktivitäten (Circolo-Kochkreis, Filmgruppe, Ökogruppe) auch kein sozialer Druck oder Zwang, irgendwo mitmachen zu müssen. Man könne sich jederzeit wieder aus einer Gruppe zurückziehen, ohne Angst haben zu müssen, dass die Gruppe gleich auseinanderfalle.

## 8 Das Leben in einem Grosshaushalt

*«Die Suite bringt unseren Sand durcheinander.»*  
(Bewohnerin des Grosshaushalts)

Ein wesentliches Merkmal der Überbauung KW<sub>1</sub> sind die vielfältigen Wohnformen, die unter anderem auch Grosshaushalte ermöglichen. In diesem Kapitel soll speziell auf das Leben in einem Grosshaushalt eingegangen werden. Dabei stützen wir uns ausschliesslich auf das Interview mit sechs Bewohner/innen einer insgesamt vierzehn Personen umfassenden Suite.

Für einen Teil der Befragten war die Existenz von Grosshaushalten der zentrale Einzugsgrund ins KW<sub>1</sub>. Sie suchten bewusst diese neue Wohnform und gaben – wie bereits weiter oben erwähnt – auf der rein materiellen Seite gegenüber ihrer früheren Wohnsituation teilweise einiges an Wohnqualität auf. Einige würden mit Sicherheit kaum im KW<sub>1</sub> wohnen, wenn es nicht die für sie faszinierende Möglichkeit der Grosshaushalte gegeben hätte. Bislang bereut jedoch noch niemand seinen Entscheid. Auch solche, die eher zufällig und ohne das gesamte Hintergrundwissen der Entstehungsgeschichte ins KW<sub>1</sub> gezogen sind, waren an der neuen Wohnform sehr interessiert und wollten selber überprüfen, ob sie auch tatsächlich funktionieren. Eine Bewohnerin schätzt es besonders, dass sie im Vergleich zu ihrer früheren Wohnsituation mit Personen unterschiedlichen Alters zusammenwohnt. Eine Studentin, die vorher in der Regel in Wohngemeinschaften mit Personen mit einem ähnlichen Hintergrund (Alter, Studium etc.) gewohnt hat, schätzt den Grosshaushalt aus ähnlichen Gründen. Hier seien nicht nur unterschiedliche Altersstufen vertreten, sondern generell sehr unterschiedliche Persönlichkeiten mit verschiedensten Berufen. Ein dritter Bewohner, der zuvor sieben Jahre in einer grossen WG wohnte, bei der er selber immer älter und die übrigen Bewohner «gefährlich jünger» wurden, fühlt sich am neuen Ort aus ähnlichen Gründen geborgener als früher. Er zog ins KW<sub>1</sub> mit der Vorstellung, in einen Grosshaushalt einzuziehen, in dem man beabsichtige, für längere Zeit zu leben und vielleicht auch, wenn man Lust habe, gemeinsam älter zu werden. Positiv überrascht sind die befragten Gesprächspartner/innen über das ausgezeichnete Funktionieren des Haushalts. Eine Bewohnerin war am Anfang über die relativ straffe Organisation mit der klaren Aufgabenvergabe (den «Ämtlis») für die Mitglieder der WG ein wenig schockiert. Sie dachte, um nur miteinander wohnen zu können, ginge das doch auch mit weniger Organisation. Nach kurzer Zeit habe sie allerdings festgestellt, dass es genau deswegen so gut funktioniert. Die vielen Diskussionen und «doofen Ärgernisse» in ihren früheren WGs seien genau auf den tiefen Organisationsgrad zurückzuführen gewesen, weil sich dann eben schnell niemand mehr wirklich für etwas verantwortlich fühle. Im Grosshaushalt suche sich jeder Bewohner jene Arbeit aus, die er gerne verrichten möchte. Für diesen Job ist er dann allein verantwortlich, und zwar bis die Aufgaben neu verteilt würden. Es gibt also keine wöchentliche oder monatliche Rotationen bei den zu erledigenden Arbeiten. Dieses im Prinzip recht lose Regelwerk funktioniert nach Ansicht aller Befragten aussergewöhnlich gut, auch weil es aufgrund

der flexiblen Strukturen immer wieder Veränderungen und Anpassungen zulässt. Einmal im Monat gibt es eine so genannte Suitensitzung zur Klärung der allgemeinen Befindlichkeiten und administrativer Dinge. Daneben gibt es die halbjährlich stattfindenden Chartasitzungen. Bei diesen geht es darum, allgemeine Belange im Zusammenleben zu klären, oder auch um wieder den ursprünglichen, in der Zwischenzeit vielleicht vergessenen gegangenen Utopien nachzuspüren.

Ein zentrales Element des Zusammenlebens sind die gemeinsamen Abendessen. Auch diese werden organisiert. Auf einem Plan wird eingetragen, wer wann kocht. Zudem tragen sich alle ein, die am Essen teilnehmen (sowie ob zusätzliche Gäste anwesend sein werden). Es besteht also keine Pflicht, mitzumachen. Für viele sind diese Abendessen sehr wichtig. Neben den bilateralen Treffen mit Wohnungspartnern seien die gemeinsamen Abendessen praktisch die einzigen Gelegenheiten, wo man sich in der Wohnung wirklich treffe. Obwohl viele der Bewohner/innen nicht hundert Prozent arbeiten und auch tagsüber in der Wohnung anzutreffen seien, sei die Wohnung tagsüber massiv unternutzt. Während des Tages fände man mit Sicherheit jeweils eine der drei Stuben leer vor. Da jede Person ja nur ein privates Zimmer habe, sei dies doch recht erstaunlich. Von dem her seien die drei Stuben – im Gegensatz zu einer einzigen grossen – von Vorteil, denn auch in diese Räumen könne man sich zurückziehen. Entgegen der Erwartung vieler Aussenstehender sei es in einem Grosshaushalt viel einfacher, sich zurückzuziehen als in einer kleinen Wohngemeinschaft. Denn in einer kleinen WG, so eine ehemalige Bewohnerin einer Dreier-Wohngemeinschaft, gebe es in der Regel nur die Küche oder einen Gemeinschaftsraum, um sich aufzuhalten, wo man von den anderen immer alles mitkriege, auch wenn man es nicht wolle. Im KW<sub>1</sub> hingegen könne man den anderen Bewohner auch gut ausweichen, wenn man dies wünsche, und das sei eine grosse Qualität. Dies dürfe aber nicht damit gleichgesetzt werden, dass in ihrem Haushalt keine verbindlichen Beziehungen vorhanden wären. Im Gegenteil: es seien sehr verbindliche Beziehungen vorhanden, aber allein die Anzahl der Bewohner/innen und somit der Beziehungen lasse einen freier im Haushalt bewegen, verhindere das Entstehen eines pseudofamiliären Drucks. Bei einem noch grösseren Haushalt würde das Zusammenleben vielleicht wieder zerfleddern.

Neben den gemeinsamen Abendessen sieht man vielleicht ab und zu mal spontan zusammen Fernsehen. Dies komme allerdings relativ selten vor. Ein Bewohner meint, dass für ihn persönlich der Fernsehkonsum seit seinem Einzug ins KW<sub>1</sub> extrem abgenommen habe. Wenn er sich jedoch – meistens zusammen mit anderen Leuten –, hinsetze, um sich etwas gemeinsam anzuschauen, bekomme das Fernsehen eine ganze andere Qualität. Der Grosshaushalt hat die routinisierten Alltagshandlungen der Bewohner/innen nicht unbedingt auf den Kopf gestellt, doch zumindest durcheinandergebracht.

Auf das Problem des zu geringen Schallschutzes der Zimmertüren aufgrund der kontrollierten Bedarfslüftung wurde bereits im Kapitel «Die Wohnungen» eingegangen. Als Nachteil auf der sozialen Ebene wird das Abflauen des Beziehungsnetzes ausserhalb des KW<sub>1</sub> genannt. Ein Bewohner erzählt, dass seine Beziehungen zu nicht im KW<sub>1</sub> wohnenden Personen

nicht unbedingt spärlicher, aber sicher anders geworden seien. Dies äussere sich zum Beispiel daran, dass Freunde, die einmal bei ihm zu Besuch gewesen seien, um ihr erstes Interesse zu stillen, nachher nicht mehr von sich aus gekommen seien, um ihn zu besuchen. Er müsse sich verstärkt darum bemühen, seine früheren Beziehungen auch bei sich weiterleben zu können. Einer seiner Wohnungspartner nimmt ebenfalls zum Teil starke Berührungspunkte seiner früheren Bekannten wahr und stellt bezüglich der Anzahl an Aussenkontakten eine klare Reduktion fest. Dafür haben sich neue Kontakte innerhalb des KW1 ergeben. Er könne nicht mit gleich vielen Leuten eine engere oder auch häufigere Beziehung aufrecht erhalten, wie wenn er alleine leben würde. Dies liege unter anderem ohne Zweifel daran, dass es in einem Grosshaushalt eben nicht so einfach sei, ein intimes Beziehungsnetz innerhalb der Wohnung zu haben, meint eine seiner Kolleginnen. Es gebe zwar eine Küche, in der man für sich allein kochen und beispielsweise ein Tête-à-tête abhalten könne. Doch das sei natürlich relativ unsicher, da jederzeit jemand hereinplatze könne. Sie habe jedenfalls ebenfalls festgestellt, dass sie für Treffen zu zweit eher die Anonymität eines Restaurants aufsuche als zu Hause zu bleiben. Sie selber empfindet es auch als unangenehm, wenn jemand von der WG einen Gast zum Essen einlade und diese zwei Personen sich dann verhalten, als ob sie zu zweit am Tisch sässen. Für diesen Rahmen hält sie dieses Verhalten für eine Zumutung, da sie keine anonyme Öffentlichkeit sei, sondern hier wohne. Aus diesem Grund sei es, wie sie einräumt, zugegebenermassen noch schwierig, sich als Gastgeberin richtig zu verhalten.

Während der Abendessen werden übrigens prinzipiell keine Telefonanrufe entgegengenommen. Bei insgesamt zwölf individuellen Telefonanschlüssen musste diese Regel aufgestellt werden, denn bei der grossen Anzahl der Bewohner/innen würden sich die Anrufe logischerweise zur Nachtessenszeit verdichten. Generell werden im Grosshaushalt keine Anrufe für andere Leute angenommen. Die einzelnen Bewohner/innen können also nur erreicht werden, wenn sie selber in ihren eigenen Zimmern anwesend sind. Eine weitere «katholische Regel» im Grosshaushalt betrifft das grundsätzliche Handy-Verbot im allgemeinen Wohnbereich. Diese Regeln haben zur Folge, dass die Bewohner/innen des Grosshaushalts für Aussenstehende generell relativ schlecht erreichbar sind. Ein Bewohner nimmt seit seinem Einzug eine deutliche Reduzierung von Anrufen auf seinem Telefonbeantworter wahr. Dies mache ihn nachdenklich, denn er sei sich eigentlich nicht sicher, ob er die Aussenkontakte «einfach langsam auslaufen» lassen wolle. Eine Bewohnerin äussert auch die Vermutung, dass die Vorstellung, dass fünfzehn mögliche Personen eine Anruf abnehmen können, für Aussenstehende beängstigend sein könne und dass sie deshalb vielleicht weniger anrufen. Oder, dass Aussenstehende annehmen, dass die Bewohner eines Grosshaushalt bereits genügend durch das interne Gemeinschaftsleben absorbiert seien.

## FAZIT

Die insgesamt drei Grosshaushalte im KW<sub>1</sub> zählen zweifellos zu den herausragenden Merkmalen der Überbauung. Für die befragten Personen eines dieser Grosshaushalte war das Vorhandensein dieser in der Schweiz neben wenigen und kaum vergleichbaren Ausnahmen bisher noch praktisch völlig unbekanntes Wohnform einer der zentralen Einzugsgründe gewesen. Viele kamen aus kleineren Wohngemeinschaften in den Grosshaushalt und stellten gegenüber dem Leben in herkömmlichen WGs verschiedene qualitative Unterschiede fest. So bringe die Grösse des Haushalts gegenüber kleineren Wohngemeinschaften deutliche Vorteile. Allein schon aufgrund der bezüglich Alter und Beruf sehr heterogenen Zusammensetzung der Bewohnerschaft ergebe sich ein sehr vielfältiges, interessantes Zusammenleben, ohne aber den pseudofamiliären Druck einer Klein-WG zu generieren. Anfängliche Ängste und Befürchtungen vor dem Leben in einem Grosshaushalt stellten sich als unbegründet heraus. Man ist überrascht über das gute Funktionieren des Haushalts, ohne eine lange Hausordnung aufgestellt haben zu müssen. Allerdings gibt es klar definierte Zuständigkeiten für die Haushaltsarbeiten. Anders als in herkömmlichen WGs gibt es hingegen keine Rotationen bei den «Ämtlis», sondern jedes Haushaltsmitglied ist so lange für eine Arbeit verantwortlich, bis die Jobs im Plenum neu verteilt werden.

Die Nachtessen sind die einzigen täglich stattfindenden gemeinsamen Aktivitäten im Haushalt, wobei die Teilnahme selbstverständlich auf freiwilliger Basis beruht. Daneben gibt es einmal pro Monat eine so genannte Suitensitzung sowie die halbjährlich stattfindenden Chartasitzungen, die der Klärung allgemeiner Belange im Zusammenleben dienen. Als einer der wenigen Nachteile auf der sozialen Ebene wird das Abflauen des Beziehungsnetzes ausserhalb des KW<sub>1</sub> genannt, was zum einen auf gewisse Berührungängste Aussenstehender zum anderen auf die Tatsache zurückgeführt werde, dass es im Grosshaushalt – mit Ausnahme in den privaten Zimmern – relativ schwierig sei, Begegnungen im intimen Rahmen zu gestalten. Insgesamt wird das Leben in einem Grosshaushalt von den befragten Personen als wertvolle Bereicherung ihres Soziallebens angesehen. Allfällig seltener werdende Aussenkontakte werden durch die neuen Kontakte im KW<sub>1</sub> aufgewogen.

## 9 Gesamteindruck und abschliessender Vergleich zur früheren Wohnsituation, das KW1 in der Aussenperspektive

*«Man ist cool, wenn man hier wohnt.  
Es gibt sehr viele Leute, die auch gerne hier wohnen würden.»*  
(Initiant des Kochclubs Circolo)

Abschliessend werden aus den fünf Interviews jene Aussagen zusammengetragen, die sich auf das gesamte KW1-Projekt beziehen und/oder eine Art Gesamtbilanz im Vergleich zur früheren Wohnsituation ziehen. Zudem wird das KW1 in der – von den Bewohner/innen wahrgenommenen – Aussenperspektive thematisiert. Da es sich bei diesem Kapitel auch um eine Art Schlussfazit handelt, ist der gesamte Abschnitt fett gesetzt.

Obschon dieser Bericht aufgrund des zu Beginn erklärten Übergewichts der kritischen Stimmen bei Lesenden allenfalls einen leicht negativen Eindruck der Überbauung KW1 vermitteln könnte, ist der Gesamteindruck der Siedlung bei der Mehrheit der Befragten überwiegend positiv. Für ein Mitglied der Behindertenwohngruppe ist das KW1 sogar in der relativ kurzen Zeit seit dem Einzug bereits zu einer Art Heimat geworden. Auch die anderen Befragten haben ihren Umzug bislang noch nicht bereut. Sie sehen es als Privileg, in dieser Siedlung zu wohnen und leben. Ein Gesprächspartner meinte, dass man einerseits auserwählt sei, an einem besonderen Ort wie dem KW1 wohnen zu dürfen. Andererseits sei es aber auch eine ganz «herkömmliche» Siedlung, in der ganz normale Leute wohnen würden. Wie überall gebe es auch im KW1 «Bünzlis» und andere komische Leute. Man ist sich aber bewusst, dass die Zusammensetzung des KW1 ziemlich atypisch sei. Es habe beispielsweise viel zu wenig Ausländer/innen. Für die wenigen im KW1 wohnenden Ausländer/innen sei dies natürlich sehr angenehm, da sie sich von den anderen Bewohner/innen sehr willkommen fühlen. Die spezielle Mieterzusammensetzung wird aber auch auf die vergleichsweise relativ hohen Genossenschaftsanteile und nicht ganz günstigen Mieten zurückgeführt. Eine Bewohnerin aus dem Grosshaushalt meint deshalb, dass das KW1 in diesem Sinne eine «ziemlich satte Angelegenheit» sei. Ihrer Meinung nach ist der «linke, satte Mittelstand», zu dem sie sich übrigens ebenfalls zählt, fast zu stark vertreten, insbesondere wenn man sich den Ursprung und den ideellen Hintergrund dieses utopischen Projekts vergegenwärtige. Erwähnt wird in diesem Zusammenhang auch die anfängliche Skepsis gegenüber dem Neubau, der die «Spontaneität bedrohe» und wenig Raum für Neues offen lasse, da er schon allein als Gebäude unveränderlich und als Wohnprojekt insgesamt durch- und fertiggedacht wirke. Dieser Eindruck unterstreicht zudem das Bewusstsein, dass die Wohnungen im KW1 wie erwähnt nicht zu den günstigsten Mietwohnungen zählen und daher zum Teil der Eindruck einer gewissen Etabliertheit bei den Bewohnern selbst entsteht, mit dem sie sich offenbar auseinander zu setzen haben.

Generell ist festzuhalten, dass sich bis auf die beiden Behinderten-Wohngruppen alle Bewohner/innen vor ihrem Einzug in das KW1 über ihr zukünftiges Wohnumfeld recht umfassende Gedanken gemacht und sich

mit dem Wohnprojekt und seinen erklärten Zielen auseinander gesetzt haben. Daher herrscht relativ klarer Konsens bezüglich der Image-Einschätzung der Bewohnerschaft, denn es wurde mehrmals erwähnt, dass die Bewohner/innen immer wieder Anfragen erhielten von Leuten in ihren Bekanntenkreisen, die ebenfalls gerne im KW1 wohnen würden. Sie fühlen sich «trendig» und sie sind wegen der an sie herantretenden Nachfrage recht stolz auf ihre Art des Zusammenwohnens, wobei vor allem die Angaben der Bewohner/innen der Grosshaushalte zum Teil inhaltlich etwas verwischt und diffus sind, da nicht immer klar zu trennen ist zwischen Statements zur Wohnsituation im KW1 als Ganzes oder «lediglich» zu ihrer persönlichen Situation im Grosshaushalt.

Festzustellen ist ausserdem die stetige Steigerung des «guten Rufs» des KW1, zumal anfänglich die Skepsis trotz allem Optimismus auch unter der Bewohnerschaft selbst doch recht gross war. Es gab offensichtlich keine Vergleichsmöglichkeiten, da bisher die üblichen Erfahrungen des Zusammenlebens entweder über die Jahre gewachsen sind oder vor allem in den Altbauwohnungen mit viel Renovationsarbeiten verbunden waren, die doch einen gewissen Spielraum für eigene Gestaltungswünsche ermöglichten. Dass nun ein Neubau für diese Art des Gemeinschaftslebens errichtet wurde, war für alle eine neue Erfahrung. Nicht zuletzt wurde angemerkt, dass diese Wohnform nun erst einmal eine gewisse Zeit brauche, bis sich die Bewohner/innen an diese Form des Miteinanderlebens gewöhnt haben.